

# Die Neue Welt.



№ 28.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Ein verlornener Mann.

Von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Ueber meinen Vorschlag betreffs der Maschine sprachen wir nicht weiter, ich hatte den Vater Oswalds gebeten, bis zum Eintreffen derselben und ihrer Erprobung zu schweigen. Dagegen unterhielten wir uns von mancherlei Dingen, die des jungen Mannes Einsicht und Besonnenheit in das beste Licht stellten, — auch eine unbewußt verrathene Charaktergüte fehlte nicht.

Und dennoch war ich froh, als der Eintritt Bernhards, meines alten Geschäftsleiters, eine Störung hervorrief. Er brachte Briefe von Wichtigkeit, — die Herren empfahlen sich.

Bernhardt kennt Frankenthal seit Jahren, er nimmt keinen Anstand, von Geschäftssachen, die eben kein Geheimniß des Hauses, vor ihm zu reden. So hielt er ihn noch auf der Schwelle zurück.

„Sie kennen ja auch den Baron von der Hellen,“ sagte er, „den tollen Verschwender, der, nachdem er in allen möglichen Leidenschaften sein großes Vermögen in der Residenz durchgebracht, sich seit einigen Monaten auf sein von Hypotheken überlastetes Stammgut zurückgezogen hat, seine alten Tage vor den Manichäern alten und neuen Testaments zu bergen. Wir selbst haben bedeutende Forderungen an den Freiherrn; gestern habe ich ihm im Namen des Chefs eine ernste Mahnung zugehen lassen; soeben erhielt ich die Antwort. Begreifen Sie die edle Dreistigkeit, meine Herren, — statt Entschuldigung, statt Bitte um Aufschub, ergeht er sich in nichtigen Redensarten und endet mit der Forderung eines neuen Darlehns im Betrage von zweitausend Thalern.“

„Die der Herr Kommerzrath wohl nicht gewähren dürfte,“ rief Frankenthal eifrig. „Wer in der Runde kennt nicht den Leichtsinm und die Verschwendung des von der Hellen, trotz seines Alters? Es liegt im Blute, glaube ich, — ein Glück, daß auf diesen welken Stamm kein neues Reis gepflanzt.“

Der alte Freund, der sonst so mild urtheilende, hatte sich in Hitze geredet; auch seinem Sohne mußte es auffallen, — oder war eine andere Ursache der Grund, mir kam es vor, als läse ich eine gewisse Erregung in des jungen Mannes Zügen, als lausche er mit Spannung dem Gespräch.

„Sie irren, werther Herr Frankenthal,“ bemerkte Bernhardt, „der Baron ist nicht kinderlos. Einen Sohn besitzt er zwar nicht, wohl aber eine Tochter, ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, bisher in einer Provinzstadt bei einer alten Tante erzogen und herangewachsen. Seit einigen Wochen lebt sie bei ihrem Vater, der, wie es scheint, große Hoffnungen für die Zukunft spinnt. Schade um das Mädchen; jeder, der mit ihr in Verührung ge-

kommen, spricht mit Lob von ihr. Es soll eine liebe, anmuthige Erscheinung sein.“

War es Täuschung? Mir kam es vor, als steigere sich die Erregung in Oswalds Frankenthals Wesen, — doch achtete ich nicht weiter darauf; ich selber hatte nur leicht hin zugehört, ein Plan war plötzlich in mir rege geworden und rasch zum Entschluß gereift.

„Ich habe längst die Absicht gehabt, meinen Besitz zu arrondiren,“ nahm ich das Wort. „Das Areal zwischen meinem und dem hellenschen Gute steht zu meiner Disposition, und ist der Freiherr des Geldes bedürftig, ließe sich vielleicht ein für beide Theile vortheilhafter Kauf abschließen, — ich hoffe, ein coulanterer Gläubiger zu sein, und dies dem edlen Herrn zu beweisen, als andere es sein dürften.“

„Sie wollen Gut Wolfshagen kaufen, dem Baron, — seiner Tochter ihr Eigenthum nehmen, ihr letztes?“

Glühende Röthe hatte des jungen Mannes Antlitz überzogen, da er diese Worte hervorgestoßen, — nun ward er bleich, er schien sich seines Eifers zu schämen.

Erstaunt blickte sein Vater ihn an. „Oswald, was kommt dir bei?“

„Ich meine, ein ehrlicher, großmüthig abgeschlossener Kauf sei der Subhastation doch vorzuziehen,“ erwiderte ich kühl, „und ohne Zweifel steht dem edlen Geschlecht, für das Sie besondere Theilnahme zu hegen scheinen, eine solche bevor. Sind Ihnen die von der Hellen bekannt?“

Der junge Mann schien verwirrt. „Nicht der Vater, dessen übler Ruf auch bis zu mir drang. Die Baroness Melanie traf ich wohl hin und wieder in einer Gesellschaft. Ihre Tante lebte zu H., meiner Studienstadt. Soviel ich vernahm, soviel ich weiß, ist sie durchaus des ihr gespendeten Lobes werth.“

„Vielleicht habe ich Gelegenheit, mich selber zu überzeugen,“ sagte ich; „morgen früh reite ich hinüber nach Wolfshagen.“

Sichtlich wollte Oswald Frankenthal noch eine Bemerkung machen, — er unterdrückte sie. Auch verabschiedete sich sein Vater eben, — meiner hartn. noch weitere geschäftliche Mittheilungen Bernhards. Unter ihnen die Nachricht, daß gegen Abend die Maschine eintreffe, — ich vergaß die Frankenthals, die von der Hellen und meine Pläne.

Zur bestimmten Zeit traf die Maschine ein — ein komplizirtes, unformiges Ding. Ihr Erfinder hat indessen die Aufstellung durch genaue Instruktionen leicht gemacht. Unter Bernhards

Leitung geschah sie, — der Tag mochte sich neigen, ehe man damit zu Ende kam; meiner Ungeduld ging alles zu langsam.

Mich zu entfernen, bis die Hauptschwierigkeiten überwunden, erinnerte mich Bernhardt an mein gestern geäußertes Vorhaben, nach Wolfshagen zum Freiherrn von der Hellen zu reiten. Ich hoffte, bei der Rückkehr mich durch die gelungene Arbeit überraschen zu lassen, und stimmte bei.

Das Wetter war günstig, — ein heiterer, nicht zu warmer Tag, der Weg meist durch Gehölz, schattig und erfrischend, — ich befahl, zu satteln. Eitelkeit war selten meine Schwäche gewesen, — heute wählte ich ein einfaches, elegantes Reitkostüm, meinen Fahren angemessen, aber auch meinem Aussehen. Es lag mir nicht daran, dem ruinirten Edelmann zu imponiren, noch seiner Tochter zu gefallen, — allein ich kannte diese Art des Adels, — ich wollte in keiner Weise Gelegenheit geben, sich über den bourgeois gentilhomme zu moquiren.

Nach langem Ritt erreichte ich das wolfshagen'sche Gebiet, — ein trauriger Anblick. Die Waldung gelichtet, verkommene Wiesen und Felder, zerfallen die Häuser des kleinen Dorfes und ihre Bewohner mürrisch und feindselig gegen den besser Bekleideten; Kinder, alte Frauen bettelten mich um eine Gabe an, — welch' ein Kontrast gegen meiner Besizung Wohlstand! Als ich einen alten Mann nach dem Herrenhause fragte, verzog sich sein faltiges Antlitz wie im Zorn bei dem Namen des Gutsherrn und seine Lippen murmelten einen leisen Fluch. Ich richtete einige Fragen an ihn, — der Alte verbarh nicht seinen Groll gegen den Eigenthümer, der von Gemüth nicht schlecht sei, aber durch seinen Leichtsin sich ruinirt und das Glend seiner Untergebenen mit verschuldet habe. Aber auch er war des Lobes der Tochter des Freiherrn voll. In wenig Wochen hat sie sich aller Herzen gewonnen. Sie pflegt die Kranken, lehrt den Kindern, theilt von ihrem wenigen der Armuth mit. Eine Samariterin. Ich trage hohe Verehrung für Mädchen dieser Art im Busen, wenn ich sie nur nicht lieben sollte.

Wie alles, bot auch das ursprünglich stattlich angelegte Herrenhaus ein Bild der Verkommenheit. Der Garten stand verwildert, nur ein Stückchen desselben schien von sorgender Hand gepflegt, — vielleicht war es ein Werk der Baronesse; kein Diener war zu sehen, der sich dem ankommenden Reiter behülflich erwies. Ich stieg ab, und mein Pferd der Obhut eines herumlungernenden Jungen anvertrauend, trat ich ins Haus.

Auch im Vestibül keine Seele, — ich stand verlegen; augenscheinlich hatten Sparsamkeitsrücksichten die Dienerschaft bis auf ein Minimum reduziert. In einiger Entfernung glaubte ich Stimmen zu vernehmen. Des Harens müde, klopfte ich an die erste beste Thür, und da keiner zum Näherreten einlud, öffnete ich.

Ich befand mich, wie ich bei flüchtigem Umlblick erkannte, in einem Vorzimmer. Das draußen vernommene Gespräch ward im Nebenraum geführt, so laut, daß es meinen Schritt übertrönte und ein jedes Wort verständlich ward.

Unschlüssig, ob ich weiter eintreten sollte, blieb ich einige Augenblicke stehen. Was ich vernahm, reizte meine Theilnahme und verleitete mich zu einer Indiskretion.

Es waren augenscheinlich der Freiherr und Baronesse Melanie, Vater und Tochter, die sich im Wortwechsel befanden. Bald erkannte ich die Ursache. Es handelte sich um eine arme, kranke Frau, zu deren Versorgung der Gutsherr, als oberster Versorger der Gemeinde, einen entsprechenden Antheil zu zahlen verpflichtet war. Der Baron weigerte sich entschieden; mit sanftem Ernst drang die Tochter in ihn; ihre Stimme schien mir sonor und von seltenem Wohlklang, sie sprach nicht von Christenpflicht, sie gebrauchte keine abgedroschenen Phrasen, aber was sie sagte, war so gut, so wahr, daß ich empört mich abwandte, da der Alte ihr mit fast frivolon Redensarten entgegenete und endlich, um zu Ende zu kommen, in Wuth gerathend sich Ausdrücke erlaubte, die mich veranlaßten, meine Gegenwart durch starkes Anklopfen an des Familienzimmers Thür vernehmbar zu machen.

Der Wortwechsel verstummte, die Mannesstimme rief barsch „herein!“ — indem ich öffnete, sah ich ein helles Mouffelinleid durch eine Seitenportiere verschwinden.

Es mußte dem Baron klar sein, daß ich ohne völlige Taubheit jedenfalls einen Theil des lauten Gesprächs vernommen, allein er zeigte sich völlig ungenirt; nicht einmal für den Mangel nothwendigster Bedienung hatte er ein entschuldigendes Wort. Nachdem ich mich vorgestellt, und er, wie ich wohl bemerkte, meine Toilette mit prüfendem Blick gemustert, begann er eine unverfängliche, Jagd und gesellschaftliche Dinge behandelnde

Unterhaltung. Ich ging darauf ein, um mir ein eigenes Urtheil über den vielverrufenen Mann zu bilden, und fand das fremde bestätigt. Ein gutmüthiger Charakter, mit Frivolität und Leichtsin gepaart. Schon das Äußere verrieth den Lebemann um jeden Preis. Perrücke, Puder und Schminke verliehen dem greisenhaften Antlitz einen fast unheimlichen Ausdruck der Jugendlichkeit, der mich anwiderte.

Aus einem Schranke holte er eine Flasche Madeira und schenkte zwei Gläser voll. Ich lehnte ab und er trank beide.

Nun kam ich auf Geschäftliches zu sprechen. Mit einer wahrhaft naiven Dreistigkeit berichtete der Freiherr, wie geplagt er von Schulden sei. Die meine, obgleich eine der bedeutendsten, drückte ihn am geringsten, denn er wisse, er habe es mit einem Edelmann, wenn auch nicht der Herkunft, doch der Gesinnung nach, zu thun, und als solcher werde ich ihm den neu geforderten Vorschuß wohl nicht versagen. Dagegen versprach er mir, Eintritt in gewisse Cirkel der Residenz zu verschaffen, zu denen es mir, dank meinem Vermögen, schon längst Zulass zu erhalten ein leichtes gewesen wäre, hätten mich die Gesinnungen derselben nicht zurückgestoßen.

Entschieden wies ich die Zumuthung zurück. Selbst in eine Prolongation der Schuld konnte ich nicht willigen, ohne den Grundsäzen meines Hauses untreu zu werden. Ich sah, wie das Antlitz des Freiherrn sich röthete, kannte meine eigne, leicht erregbare Stimmung und wollte eine Szene vermeiden. — Ich nannte den Hauptgrund meines Kommens, den Kauf der Herrschaft Wolfshagen.

Die Journiere des Gutsbesizers beänztigte sich. Ich hatte geglaubt, der Gedanke, den Stammsitz seiner Väter, die Stätte, die seines Geschlechtes höchsten Glanz geborgen, zu opfern, erfordere wenigstens einiges Bedenken, — ich hatte mich getäuscht. Baron Willhard von der Hellen war sofort zum Abschluß bereit, doch nannte er als Kaufpreis eine so fabelhaft hohe Summe, daß ich laut auslachen mußte.

Der Freiherr stimmte ein. „Es mag Ihnen hoch vorkommen,“ sagte er, „und doch, nicht minder kann ich Wolfshagen lassen. Mein Gut ist der Nimbus, der die spekulative Hoffnung umgibt, die ich auf meine Tochter, Baronesse Melanie, setze. Daß ich sie nur einem sehr vermögenden Manne gebe, ist natürlich, denn sie soll mir dereinst in alten Tagen die Opfer vergüten, die ich für sie gebracht. Aber selbst bei diesem ist es, — Sie werden es begreifen, Kommerzrath, von bester Wirkung, wenn sein Schwiegervater sich Besizer von Wolfshagen nennt, abgesehen davon, daß er natürlich meinen Besitz schuldenfrei zu machen sich verpflichten muß. Im andern Fall muß mir natürlich der Kaufpreis diese vereitelte Spekulation mitbezahlen.“

Mein Blut wallte über. „Und wenn nun beides Sie täuschte,“ rief ich; „wenn sich, ehe sich ein Käufer für Ihre Tochter, die Sie zur Waare entwürdigten, ebensowenig als für Ihren Besitz, den Sie, obwohl er für Sie ein Gegenstand der Pietät sein müßte, als Spekulation behandeln, fände, — mehr noch, wenn die Ihnen drohende Subhastation plötzlich, wie das jüngste Gericht, hereinbräche, und Sie Wolfshagen zu dem Preise lassen müßten, den Abraham oder Ifig schon im voraus bestimmt und durch List erzwingen?“

Burpurn färbten sich des Freiherrn Wangen. „Wer wagt es, in Willhard's, Baron von der Hellen's Hause von Subhastation zu sprechen?“ rief er.

„Meinen Sie mir zu imponiren durch olympischen Zorn?“ fragte ich, ruhig bleibend. „Ich, Kaspar Ehrenfried Waldenau, wage es, und mehr noch, ich würde sie vollziehen lassen, Ihnen nach Verdienst, ohne allen Verzug, hielte nicht die Rücksicht auf Ihre Tochter meine Hand, deren Name mit ebensoviel Liebe und Verehrung genannt wird, als es mit dem Ihren das Gegentheil.“

Von der Hellen sprang auf. „Wollen Sie mich in meinem eigenen Hause beleidigen?“ schrie er. „Thun Sie, was Ihnen recht dünkt; noch bin ich Herr hier und vermag der Unverschämtheit des Parvenü —“

„Mein Vater!“

Der Alte hielt inne; augenscheinlich war der Wohlklang der milden, ruhigen Stimme, die ich schon im Vorzimmer vernommen, doch nicht ohne Wirkung auf ihn. Und ich? —

Ich schaute wieder und wieder, wortlos, der Bewegung unmächtig. Selbst der Höflichkeit gewöhnlichste Form, die konventionelle Verneigung, unterließ ich. Die Baronesse Melanie, nur sie konnte die Eintretende sein, hatte leicht zum Gruße ihr Haupt

geneigt, ihr Blick — eine gewisse Bitte lag in seinem Ausdruck — war mir bis in der Seele Tiefe gedrungen.

„Du magst dich bei dem Herrn Kommerzrath Waldenau bedanken, Melanie,“ nahm der Alte das Wort, „aus Rücksicht für dich will er unser Gut nicht subhastiren lassen, — vielleicht bewilligt er aus demselben Partigefühl, da er Wolfshagen zu erwerben gedenkt, einen Kaufpreis, der deine Zukunft —“

„Mein Vater,“ sagte sie noch einmal; ich sah ihre Wangen sich purpurn färben, eine Thräne füllte das tiefblaue, seelenvolle Auge, — o, hätte ich sie ihr sparen können.

Ich beeilte mich, das Wort zu nehmen. „Sie kommen zu rechter Stunde, Baronesse,“ sagte ich, „der gute Engel zweier leicht erregbarer Charaktere. Ich finde Ihren Herrn Vater in einer Stimmung, die ihn wenig gerecht erscheinen läßt. Vergönnen Sie mir, Sie als Mittlerin in dieser Angelegenheit zu betrachten. Glauben Sie mir, wenn ich darnach strebe, Wolfshagen zu erwerben, geschieht es nicht in verächtlichem Uebermuth eines Parvenü, den letzten Sprossen eines alten Geschlechts zu demüthigen, noch in krämerhafter Habsucht eines spekulirenden Gläubigers.“

„Ich verstehe nichts von Geschäften,“ erwiderte das junge Mädchen ruhig; „nie habe ich mir erlaubt, mich in Angelegenheiten zu mischen, die mir fremd sind, und wo nur Erfahrung und Manneseinsicht das Wort zu führen berechtigt. — Ein anderes ist es hier, wo es sich um Wolfshagen handelt, um mein geliebtes, theures Wolfshagen, meiner Kindheit Stätte, mir so lieb durch tausend, tausend Erinnerungen. Um Millionen möchte ich's nicht hingeben, wären die Verhältnisse unseres Vermögens nicht eben — wie sie sind. In dem Falle, in dem wir uns befinden, wäre ein günstiger Verkauf, ein ehrenhafter, sogar mein Wunsch, mein lang gehegter, — wie ich meinte, kaum erfüllbarer.“

„Er soll sich erfüllen, Baronesse,“ rief ich; „überlassen Sie mir die Ausführung, in einer Weise erfüllen, die Ihres Vaters Zukunft, die Ihre —“

Melanie neigte leise das Haupt. „Ich bin überzeugt, mein Vater wird Edelmann genug sein, keinen andern Preis zu nehmen,

als solcher mit dem Werthe, mit den Verhältnissen des Guts einigermaßen im Einklang steht,“ unterbrach sie mich. „Und keinen liebieren Käufer möchte ich für Wolfshagen als Sie, Herr Kommerzrath, — ich habe vernommen, was Sie für die Leute Ihrer Herrschaft gethan, ich habe mich selber davon überzeugt. So gern sähe ich auch Dorf Wolfshagen glücklich. Es soll vor Jahren so reich, so blühend gewesen sein, — nun ist es verkommen, — die Menschen darin, ein Fluch der Armut, der harten, schweren Arbeit, sind rauh, das Elend groß. Wie gern hülfe, wie gern bildete ich, — doch was vermag ich? Sie aber, nicht wahr, — Sie, der Sie Wohlstand schufen und Sitte und Zufriedenheit, — Sie lassen auch mein Wolfshagen nicht zurückstehen?“

Ich wollte antworten, ihr sagen, — was, ich wußte es selber kaum: meine Fassung, meine gesellschaftliche Haltung hatte mich verlassen, mir war, wie mir noch nie gewesen war, — ich verneigte mich stumm.

Ob der Freiherr bemerkte, welchen Eindruck seine Tochter auf mich hervorgebracht? Sein Wesen hatte sich plötzlich gewandelt; er sprach sein Bedauern über seine Heftigkeit aus, beklagte, nicht im Stande zu sein, den auf ihn angewiesenen Leuten zu helfen, wie sein Herz es begehre, und lud mich auf den folgenden Tag zu Mittag ein, um das Kaufgeschäft weiter zu bereden.

Ich nahm die Aufforderung unter der Bedingung an, daß ich der Baronesse nicht lästig fiel. Mit einiger Kälte, wie es mir schien, wiederholte Melanie die väterliche Einladung, — meine sichtliche Verwirrung, vielleicht mein allzulang ihr zugewandter Blick mochten ihr mißfallen haben. Doch gleichviel, ich durfte wiedertreten, sie wiedersehen. Ich empfahl mich, wie ein Träumer bestieg ich mein Pferd, wie ein Träumer ritt ich den Weg dahin, langte an meinem Hause an. Morgen — morgen! —

Freudestrahlend kam mir Bernhardt entgegen. Die Maschine war aufgestellt, früher, als er gehofft. Ich schützte Müdigkeit vor, um nicht in die Fabrik zu müssen. Morgen — morgen!

(Fortsetzung folgt.)

## Brennstoffe und Wohnungsheizung.

Von Rothberg-Lindener.

(Fortsetzung.)

Wie schon angedeutet wurde, bestehen aber unsere natürlichen Brennstoffe niemals aus reiner Kohle. Dieselben lassen sich vielmehr in eine Reihe mit aufsteigendem prozentischen Gehalt an Kohlenstoff bringen, deren erstes Glied die reine Holzfasern mit etwa 44,5 pCt. Kohlenstoff, das letzte, der Anthracit, mit etwa 93 pCt. bildet. Da die Kenntniß dieser Reihe von Brennstoffen für die praktische Heizung von maßgebender Bedeutung ist, so müssen wir ihr eine übersichtliche Betrachtung schenken.

Das Holz unserer Bäume besteht nicht aus einer durchweg gleichmäßigen Substanz, sondern hat eine so charakteristische Struktur, daß aus ihr die Art des Baumes sogleich zu erkennen ist. Der Querschnitt eines Baumes zeigt aber auch noch vierlei sich kreisförmig umschließende Schichten: die in der Mitte liegenden, oft strahlig auslaufenden Markzellen; dann die die Hauptmasse bildenden und werthvollsten Holz- und Gefäßzellen, auf welche nach außen der Bast und die Rinde folgen. Die Holz- und Gefäßzellen, welche, wenn jung, mit Pflanzenjaft erfüllt sind, verdicken sich während des Wachstums in ihren Wänden, doch nie so, daß sich nicht wenigstens im Innern eine Höhlung wahrnehmen ließe; auch die Berührung der einzelnen Zellen untereinander ist nie so vollständig, daß nicht Zwischenräume, die sogenannten Interzellulargänge, frei blieben, die meist nur mit Luft, zuweilen auch mit eigenartigen Absonderungen des Baumes, wie Harz oder Gummi, gefüllt sind. Je dicker die Wände der Zellen einer Holzart sind, und je mehr davon in einem bestimmten Volumen sich zusammengedrängt haben, desto schwerer und dichter ist diese Art; man bezeichnet sie daher als hartes Holz, gegenüber dem weichen, welches Zellen mit größeren Höhlungen und mehr Interzellulargängen in demselben Raume enthält.

Man rechnet zu den harten Hölzern: Eiche, Weiß- und Rothbuche, Ulme, Birke, Esche; zu den halbharten: Ahorn, Erle, Lärche, Föhre; zu den weichen: Fichte, Weißtanne, Linde, Aspe, Pappel, Weide.

Trotz der verschiedenen Struktur und Dichte der Hölzer ist aber die chemische Zusammensetzung der Holzfasern oder Cellulose, deren Menge 96 pCt. von völlig trockenem Holze beträgt, bei allen die gleiche; nämlich in 100 Theilen besteht sie aus:

44,5 Kohlenstoff,  
6,2 Wasserstoff,  
49,3 Sauerstoff.

Das Holz enthält aber außer der reinen Cellulose noch Pflanzenjaft, Aschenbestandtheile (mineralische Stoffe) und hygroskopisches Wasser, das ist solches, das sich durch Trocknen bis zu etwa 130 Grad C. entfernen läßt. Um möglichst wenig Pflanzenjaft im Holz zu haben, der dessen Haltbarkeit beschränkt, pflügt man dasselbe bekanntlich im Winter zu fällen. Die Asche oder die mineralischen Bestandtheile — im Durchschnitt 1 pCt. — sind unvermeidliche und nothwendige, da ohne solche keine Pflanze vegetiren kann.

Der Wassergehalt ist sehr verschieden, im allgemeinen größer bei den weichen Hölzern; er beträgt ungefähr bei nicht getrocknetem Holz von

Weißbuche	18 pCt.	Rothbuche	40 pCt.
Birke	31	Fichte	45
Eiche	35	Linde	47
Weißtanne	37	Schwarzpappel	52

Man kann annehmen, daß im Durchschnitt gut lufttrocknes Holz noch 20 pCt. Wasser enthält.

Um den im Holz enthaltenen Brennstoff zu konzentriren und durch bedeutende Verminderung des Gewichts und Volumens transportabler zu machen, sowie auch um gewisse, für technische Verwendung nachtheilige Eigenschaften desselben zu beseitigen, wird das Holz verkohlt. Es werden dabei mit möglichst geringem Zutritt, unter Aufwendung eines Theils der brennbaren Bestandtheile, das hygroskopische Wasser sowohl, als auch mehr oder minder vollständig die mit Kohlenstoff im Holz chemisch

verbundenen Elemente von Wasser ausgetrieben. Dem chemisch-reinen Kohlenstoff nähert sich am meisten die Schwarzkohle, die nur noch höchst wenig chemisch gebundenes Wasser enthält, aber vermöge ihrer großen Porosität aus der Luft rasch Feuchtigkeit aufnimmt und daher im

Masse übt die verschiedene Größe des Wasserdrucks, unter dem sich der Torf bildet, den maßgebenden Einfluß aus.

Nach den Vegetabilien, welche den Torf erzeugten, lassen sich unterscheiden: Moortorf, hauptsächlich aus Sphagnumarten gebildet; Haideorf, aus Wurzeln und Stämmen der eigentlichen Haidepflanzen; Wiefentorf, aus Gras und Schilf gebildet; Wald- oder Holztorf, der hauptsächlich aus dem Holz von Waldbäumen entstand; Meertorf, von Tangen herührend.

Durchschnitt besteht aus  
Kohlenstoff 85 pCt.  
Feuchtigkeit 12 "  
Asche 3 "

Da bei dieser vollständigen Verkohlung aber fast 40 pCt. an Brennstoff verloren gehen, so zieht man es für viele Zwecke vor, eine zwischen Holz und Schwarzkohle stehende braunschwarze Holzkohle herzustellen, welche, wenn frisch und trocken, zusammenge setzt ist aus

Kohlenstoff 74 pCt.  
chem. geb. Wasser 24,5 "  
Asche 1,5 "

die aber beim Lagern auch noch 10 pCt. Feuchtigkeit aufnimmt.

Bei den weiterhin zu besprechenden, natürlich vorkommenden Brennstoffen ist der Prozeß der Trennung des chemisch gebundenen Wassers vom reinen Kohlenstoff, der bei der Holzverkohlung künstlich bewirkt ist, durch die Natur selbst bis zu immer größerer Vollkommenheit besorgt. Die Einleitung durch Zersetzung von Kohlenäure in Pflanzen vermittels der Sonnenstrahlen hat jedoch ohne Ausnahme vorhergehen müssen. So auch bei dem nächsten Gliede unserer Reihe, dem Torf. Er ist das Produkt der natürlichen Zersetzung von Vegetabilien, vorzüglich an solchen Orten, welche zwar noch genügende Temperatur zur Entwicklung von Vegetation, dabei aber stehendes Wasser besitzen, welches den Torf den größten Theil des Jahres von der Luft abschließt. Es sind ganz bestimmte Sumpf- oder Torfpflanzen, welche in dem aufgestauten Wasser gedeihen; vorzüglich die Arten *Eriophorum*, *Calluna*, *Ledum palustre*, *Hypnum*, vornehmlich aber *Sphagnum*, welche Pflanze oben beständig fortwächst, während die unteren Theile absterben und vertorfen.

Der Torf ist von sehr abweichender Beschaffenheit, welche herrührt theils von der Verschiedenheit der Pflanzen, aus denen er gebildet ist, theils von der mehr oder weniger vorgeschrittenen Zersetzung derselben, theils auch von der Art und Quantität der erdigen Theile, welche der Torfsubstanz immer beigemischt sind. Es ist das eben der Vegetationsboden, in dem die Torfpflanzen wurzeln, und besteht aus Sand, Lehm, Thon, Kalk, Eisenoxyd, phosphoräurem Kalk, Gips u. s. w. Auf die Dichtigkeit der

Der Wassergehalt von frischem Torf ist natürlich ein sehr beträchtlicher; durch längeres Lagern kann er bis 45 pCt. davon verlieren. Die reine, organische Masse des Torfs besteht ungefähr aus:

Kohlenstoff 60 pCt.  
Wasser 38 "  
Wasserstoff 2 "

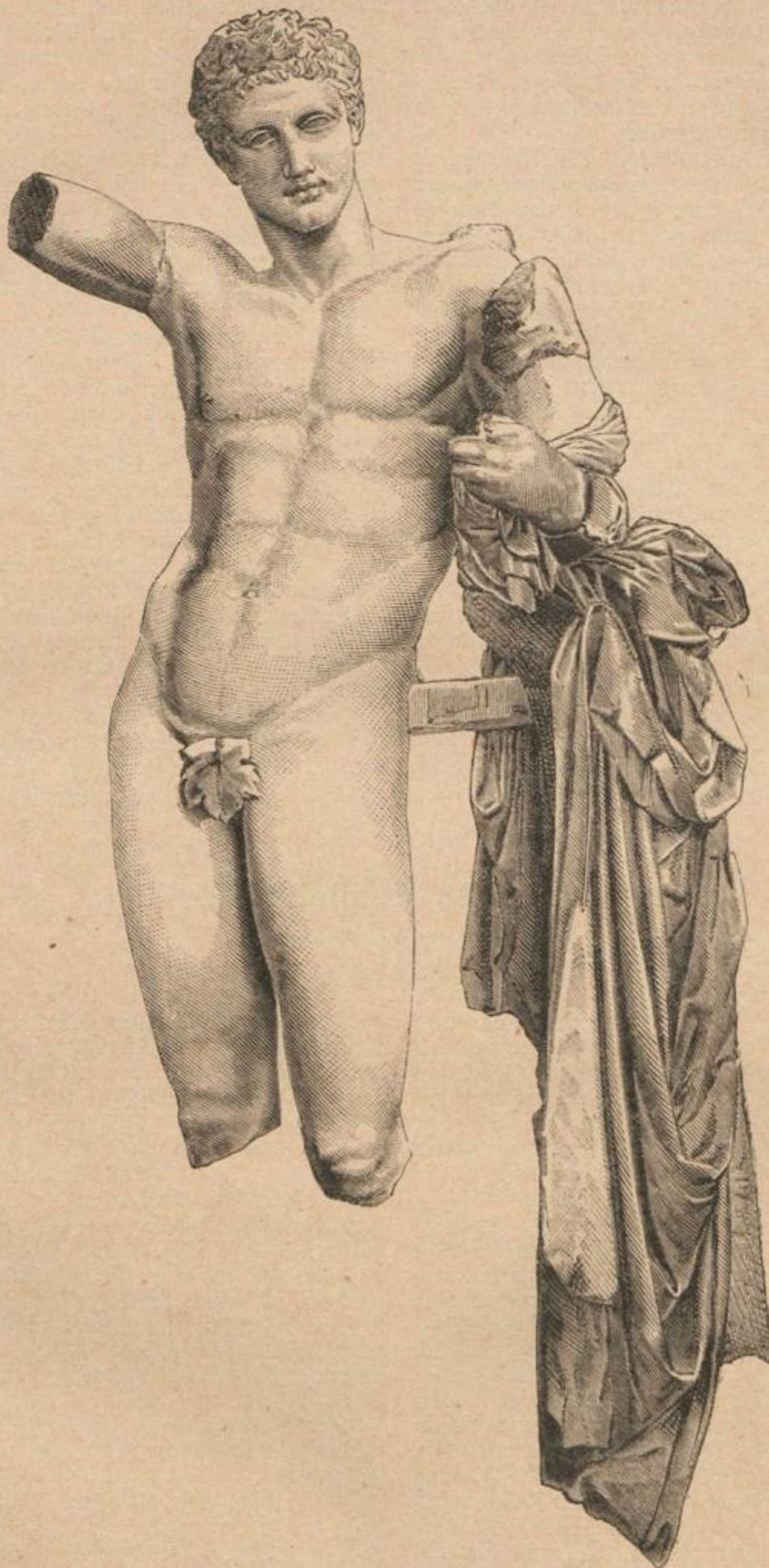
Die beste Sorte lufttrocknen Torfes enthält immer noch 25 pCt. Wasser, oder ist mit Einschluß dieses zusammenge setzt aus:

Kohlenstoff 45 pCt.  
Wasserstoff 1,5 "  
chem. geb. Wasser 28,5 "  
hygroscop. Wasser 25 "

Mehr, als durch Trocknen an der Luft, wird der Werth und die Brauchbarkeit des Torfes verbessert durch Darren bei 100 bis 120 Grad C.; am meisten aber durch Pressen, welches Entwässerung und Verdichtung zugleich bewirkt und die Transportfähigkeit und Verwerthbarkeit erheblich vermehrt, wie folgende durchschnittliche Zusammensetzung einer guten Sorte Preßtorf zeigt:

Asche 6,3 pCt.  
Wasser 13 "  
Kohlenstoff 48,4 "  
chem. geb. Wasser 32,3 "  
Auch der Torf wird durch Verkohlung für größere Verwendbarkeit vorbereitet, doch ist die Torfkohle von sehr verschiedenem Werth und wesentlich nur für rein technischen Gebrauch von Nutzen.

Die Braunkohle ist gleich dem Torf durch nasse Vermoderung kohlenstoffreicher gewordenes Holz, nur ist hier der Zersetzungsprozeß erheblich weiter vorgeschritten. Man findet und gräbt die Braunkohle in ziemlich verschiedenen Varietäten, als ältere und jüngere, welche letztere sich dem Torf, die erstere den Steinkohlen nach Aussehen und Verhalten mehr nähern. Man unterscheidet daher: das bituminöse Holz (Lignit), das Holzstruktur zeigt, und in dem Stamm-, Ast- und Wurzelstücke nicht selten noch deutlich erkennbar sind; die gemeine Braunkohle bildet derbe, spröde Massen von muschligen Bruche, — ist dieser glänzend, so wird sie auch Gagat genannt; die erdige Braunkohle



Die Hermesstatue des Praxiteles. (Seite 335.)



oder Erdkohle ist mit vielen erdigen Substanzen gemengte Braunkohle.

Der Aschengehalt der Braunkohle beträgt 5—10 pCt. Die Asche besteht wesentlich aus: Thonerde, Kieselerde, Kalk, Magnesia, Eisen- und Manganoxyd. Frischgefeuerte Braunkohlen enthalten bis 50 pCt. hygroskopisches Wasser; nachdem sie lufttrocken geworden, immer noch gegen 20 pCt.

Bei Nichtberücksichtigung des schwankenden Aschengehalts ist die Zusammensetzung von lufttrockner Braunkohle in mittleren Zahlen die folgende:

Kohlenstoff	52	pCt.
Wasserstoff	1,5	"
chemisch gebund. Wasser	26,5	"
hygroskopisches Wasser	20	"

Die erdige Varietät läßt sich erst dann zur Feuerung benutzen, wenn sie zuvor eingestampft und in Formen, gleich den Ziegeln, gestrichen und getrocknet worden ist. Aber auch die geringeren Sorten von gemeiner Braunkohle werden vortheilhaft erst durch Maschinenpressen in feste und gleichmäßige Kohlenziegel zusammengepreßt.

Eine strenge Grenze läßt sich zwischen Braunkohlen und Steinkohlen nur schwer ziehen. Dem äußern Ansehen nach ist die — nach ihrer Entstehungszeit bezeichnet — ältere Braunkohle und jüngere Steinkohle schwerlich zu unterscheiden. Man nimmt daher das geognostische Vorkommen zum Anhalt, um darnach eine fossile Kohle als Braunkohle oder als Steinkohle zu bestimmen, und rechnet zu den ersteren diejenige, welche jünger ist, als Kreide und in Formationen über derselben vorkommt, während man die in älteren Formationen sich findende als Steinkohle bezeichnet. E. Frémy hat neuerdings bessere Kenn-

zeichen nach dem Verhalten gegen gewisse Reagentien angegeben, um Braun- und Steinkohle zu unterscheiden, deren ausführliche Beschreibung in Berücksichtigung der hier gestellten Aufgabe jedoch zu weit abseits führen würde. Das Wesentliche ist, daß in jüngerer Braunkohle noch Urmisäure nachweisbar ist, die ältere sich in Salpetersäure und Hypochloriten auflöst, was beides bei der Steinkohle nicht der Fall ist.

Die Steinkohle oder Schwarzkohle ist nächst dem Eisenerz das wichtigste aller Mineralien, sowohl als Grundlage der heutigen Ausdehnung der Industrie, wie als Brennstoff für den häuslichen Bedarf. Darüber kann kein Zweifel mehr entstehen, daß die Steinkohlen von einer längst untergegangenen Flora herstammen, deren mumifizierte und verkohlte Ueberreste Gebirgsschichten von oft vielen Quadratmeilen Ausdehnung bilden. Ueber den Vorgang, welcher bei der Steinkohlenbildung stattfand, existiren mehrere Ansichten. Ueber die Arten von Pflanzen glaubten die Gelehrten, denen eine wissenschaftliche Schematisierung als Endziel vorschwebt, bereits das letzte Wort gesprochen zu haben. Nicht bloß die Namen „der hundertfältig übereinander gepreßten Stämme“ wurden uns genau aufgenannt, sondern auch nach den sorgfältig studirten Pflanzenabdrücken, welche die Steinkohle zeigt, wurden prächtige, imposante Vegetationsbilder der Wälder entworfen, die zu unserm Nutzen als Steinkohle konservirt sind. Es fehlen auch nicht grausenerregende, bildliche Darstellungen der ganz plötzlich hereinbrechenden Fluthen von Schieferthon-, oder Sandsteinbrei, durch welche rascher als durch Millionen Holzfäller die Stämme umgeknickt, wie Scheitholz sorgfältig und ohne Zwischenraum nebeneinander geschichtet und dann zu Kohle verpreßt worden sein sollen.

(Schluß folgt.)

## Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

„Sie sind unwürdig, sie sind es,“ rief sie mit Anstrengung. „Sie sind ärger als Jesuiten, sie schüren den Haß in der Familie und saugen die Opfer aus!“ „Haben Sie Mittel, diese Betrüger zu entlarven?“ — Frau Sander sah auf die Erde und schwieg. „Nein,“ versetzte sie gepreßt, „ich habe keine; diese Menschen sind zu abgefeimt, um sich gefangen zu geben! Ich habe keine andern Mittel, als meinen Verstand!“ — — — — — Was sie noch zu mir gesprochen, will ich nicht hierher setzen. Als sie unter anderem fortfuhr, ihren Mann anzuklagen, unterbrach ich sie und sagte: „Und haben Sie nicht vielleicht selbst Mitschuld an diesem unglücklichen Verlauf? — Haben Sie sich nicht selbst durch andere zum religiösen Fanatismus aufheben lassen? — Sie haben Ihren Mann, in der guten Absicht, ihn von dem betäubenden Wirthshausleben fern zu halten und der Familie zuzuwenden, ungehalten zum Kirchengang und sonstigen religiösen Verrichtungen. Bei seinem Charakter in allen Dingen ehrlich, aufrichtig, standhaft, aufopfernd sich zu erweisen, war es erklärlich, daß er Fanatiker wurde. Er ist ein ganzer Mann, aber ein irrgegangener Mann. Sie wollen ihn zu ihren Zielen lenken und er ging weiter auf dem falschen Wege und — das Unglück steht vor der Thür!“ — — — — — „Ich weiß,“ entgegnete sie, „daß ich viel Schuld bin, und das ist es, was mich so niederdrückt. Ich fühle auch, daß Sie mit Ihren Ansichten das Richtige erstreben — aber es fruchtet nichts, ich kann mich nicht erheben; es ist zu spät, ich bin zu alt — es hätte früher geschehen sollen. Nun ist mein Glaube der einzige Rettungsanker, der Heiland mein einziger Freund in der Noth!“ — — — — —

Ich suche vergebens nach einer Gelegenheit, mit Sander zu reden. Er weicht mir aus, und als ich ihn vorhin zum Gespräche über die geschehenen Vorkommnisse bewegen wollte, wich er mit den Worten aus: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ — — — — — Ebenso vergebens suche ich einen Weg, um die Apostoliker in ihrem geheimen Treiben zu belauschen. Man ist einig, daß sie von dem Schweize bedauerlicher Opfer leben, aber über das Gerücht hinaus führt kein rother Faden. Sie führen Buch über alle Vorkommnisse der Familie, wissen alles, was geschehen ist und lenken alles, was geschehen soll. — Sander ist der Eifrigste der apostolischen Brüder. Obgleich die „Glaubens-

festen“ stets und bald zu einem Amte emporrücken, so läßt man ihm doch keins zuwenden. „Der Geist des Herrn hat ihn noch nicht zu einem heiligen Amte berufen“. D. h. ihm fehlt das Zeug zum Hymbug. — Weil nun seine Frau beständig thätig ist, die Apostoliker zu verleumden und selbst die einflussreichsten Personen der Polizei und Regierung gewinnt, der Seite nachzugeben, so trachten die „Erleuchteten“ insgeheim darnach, sie zu vernichten. „Der heilige Geist hat dir den Untergang geschworen,“ sagte Sander kürzlich und dies war das Echo seiner Priester!

Der kleine Sohn Sanders stand auf der Treppe und weinte: „Was fehlt Dir, mein Sohn?“ sagte ich freundlich zu ihm. — „Mein Papa,“ antwortete der Kleine, „will, daß ich mit ihm in seine Kirche gehe, was die Mama nicht haben will. Da wurde Papa sehr böse und da ich mich hinter der Mama versteckte, hat er nach mir geschlagen und statt meiner die Mama getroffen! — Ach, ich gehe nicht gern mit in Papa's Bethaus.“ „Du mußt thun, was Papa sagt!“ — „Und hat Mama nichts zu sagen?“ fragte der Kleine. — Die Frage brachte mich in einige Verlegenheit. Zum guten Glück kam aber Sander, grüßte mich freundlich und nahm seinen Sohn an die Hand. — — — — — Frau Sander geht tief sinnig im Hause herum. — — — — —

Heute, Montag, passiert es mir das erste mal, daß ich kein Mittagessen bekomme. Frau Sander hat in ihrer Zerstretheit die Kochenszeit verpaßt! — — — — —

Frau Sander ist plötzlich verschwunden. Man weiß nicht wohin! Sie soll gestern Abend beim Pastor B. . . gewesen sein. Eine Betschwester, eine zudringliche, süßliche Person, habe sie abgeholt, sagte man mir. Sander entschuldigte sich bei mir und bat mich, auswärts zu speisen. — — — — —

Nun haben wir schon Donnerstag und die arme Frau ist noch nicht gefunden! — Sander, besorgt, lief zur Polizei und machte Anzeige. — Es ward telegraphirt — aber ohne Erfolg. — Eine Nachbarin stellt die gräßliche Vermuthung auf, daß die Frau sich ertränkt habe. — Wenn alles nicht hilft und Gott mich verläßt, so stürze ich mich ins Wasser, soll sie zu einer alten Frau gefagt haben! — „Unsin!“ rief Sander. „Meine Frau kommt schon wieder.“ — — — — — Nun ist sie wiedergekommen! — Ich kam von Weisse's nach Hause. Vor der Thür stand eine große Menge Menschen! — Alles war in Aufregung. Denken Sie, wissen

Sie, könnte es mir aus vielen Kehlen entgegen — Frau Sander hat sich — ertränkt. Schiffer fanden sie unweit der Stadt an einsamer Stelle. — Sie ist hergebracht. Sie liegt oben in der guten Stube! — — — Ich rannte hinauf, ich öffnete die Thür. Sander stand stumm, unbeweglich an dem entseelten Leichnam seiner Frau. Der kleine Sohn weinte und jammerte. Die Todte war bleich wie Marmor und die feuchten schwarzen Haare hingen ungeordnet an den Schläfen herunter! — Ich ergriff die starre Hand, die sie so oft liebevoll auf meine Schultern gelegt hatte, wenn sie mich den „Unverbesserlichen“ schalt! — — Mir wogte die Brust; ich hätte so vieles sagen können, aber ich war stumm — ich weinte selbst. — „Was Gott thut, das ist wohlgethan,“ sagte Sander. Das schreckte mich aus meiner Wehmuth auf. „O nein,“ antwortete ich. „Was Menschen thun, ist oft nicht wohlgethan. Das Gewissen wird's ihnen sagen!“ — —

Wieder, wie vor einem Jahre, sah ich einen Sarg hinausgeleitet, die Reste eines Menschen, den ich trotz aller Irrthümer lieben gelernt hatte. Wieder sah ich diejenigen an dem Todtenschreine stehen, die die ungeheure Schuld des Mordes auf sich lasten haben! — — Aber ich ließ mich nicht wieder zu einer wüthigen, öffentlichen Anklage von meinen Gefühlen verleiten. — Pastor B. . . machte ein ehrbares, frommes Gesicht. Er begleitete wider Gewohnheit die Leiche eines Selbstmörders, vielleicht bewußt seiner Sünde, vielleicht auch nicht! — Als er mich erblickte, glitt ein verächtliches Lächeln über seine Züge, nur für einen Augenblick, dann sprach er salbungsvoll: „Lasset uns den letzten schweren Gang antreten!“ — —

Nun ist die Todte eingescharrt. Ich werde für eine Gedentafel Sorge tragen. Sander wird es wohl doch nicht thun. Er

ist nun ganz fromm geworden. Meine Hoffnung für ihn ist auf den Nullpunkt angelangt. — Morgen werde ich mich nach einer anderen Wohnung umsehen! — —

So schrieb ich gestern. Heute weiß ich, daß ich keine Wohnung hier am Orte mehr brauche. Ich kann mein Bündel schnüren, meine Baarschaft zählen und mich davontrollen. Es ist meinen Feinden gelungen, mich meines Brotes zu berauben, aber nicht gelungen, mich zu entmuthigen.

#### Brief von Weise!

„Mein Herr! — — Sie haben fortgesetzt meinen Sohn durch irreligiöse Lehren zu bethören gesucht. Zur guten Stunde habe ich Kenntniß davon erlangt und ich danke Herrn Pastor B. . . für den freundlichen Wink von der drohenden Gefahr für das Gemüth meines Sohnes von ganzer Seele! — Ich kann Sie nicht länger den Unterricht fortführen sehen, und indem ich Ihnen anbei das Salair für Ihre Bemühungen sende, muß ich Sie bitten, von heute ab alle Verbindungen als aufgelöst zu betrachten.“ — — —

Ich wollte Weise persönlich die Antwort übermitteln. Er ließ sich verleugnen. Sein Sohn aber hatte mich kommen sehen, drückte mir heimlich die Hand und sagte: „Ich bin nicht daran Schuld, wirklich nicht. Papa hat sich verheßen lassen.“ — „Denke oft an mich,“ verließ ich bewegt, „und vergiß nicht, daß man rastlos nach der Wahrheit streben muß, die den Menschen der Thorheit und der Gläubigkeit überhebt.“ Dann ging ich. Wohin? — Ich weiß es noch nicht, aber es flüstert in mir leise eine Stimme: „Deinem guten Genius folge!“

(Fortsetzung folgt.)

## Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B. . . . .

(Fortsetzung.)

Einige Wochen nach Weihnachten finden wir die beiden Wichtel, Vater und Sohn, wieder einmal im Arbeitszimmer des ersteren beisammen.

„So hätten wir denn Krieg,“ sagte der Justizrath, indem er kaltblütig die Cigarre aus einem Mundwinkel in den andern schob.

„Krieg bis aufs Messer,“ bestätigte der Sohn.

„Mit wem alles, mein Lieber?“

„Mit deinem alten Freunde Alster und unserem gemeinschaftlichen Freunde Schweder.“

„Und mit Senkbeil und Schneemann dazu, dachte ich.“

„Ist nicht nöthig, im Gegentheil! Divide et impera, theile und herrsche. Senkbeil und Schneemann können wir zu Bundesgenossen werben.“

„Du kennst meine Feindschaft gegen alle Phrajen,“ meinte der alte Herr mit ungeduldigem Achselzucken. „Der Versuch mit dem Divide et impera ist uns soeben noch mißglückt: dir mit deiner Absicht, dich wieder mit Schweder zu stellen, um Alster von seinem für uns gefährlichsten, weil schlauesten Allirten zu isoliren, mir mit meinem Bemühen, über den bockbeinigen Narren, den Alster, die alte Macht wiederzugewinnen und so dem Schweder seine wesentlichste Stütze zu nehmen.“

„Oher papa, ich meine, wir hätten uns über den wahrscheinlichen Erfolg dieser unserer Versuche von vornherein nicht getäuscht. Ich habe beide nur als Rekognoszirungen betrachtet. Daß Schweder mir zuliebe nicht den albernen Bengel, den Lauter, fortjagen wird, wie ich es als Bedingung für eine Ausöhnung zwischen uns beiden durch einen unserer beiderseitigen Bekannten von Schweder verlangen ließ, das wußte ich wohl. Und daß Alster längst Wind davon hat, wie wenig reelle Garantien unsere Vermögensumstände ihm für die Fortdauer geschäftlichen Zusammenwirkens bieten, oder gar für den Fall der Beernäpfung unserer Häuser durch die famose Ehe, welche die Herren Väter seit Jahren so köstlich vorbereitet haben, das ist doch wohl über allen Zweifel erhaben. Der biedere alte Freund wollte seit langem los von uns und sein Fräulein Tochter mußte mir den Laufpaß geben. Darauf hatte der alte Fuchs sie dressirt. Daher wäre eine Ausöhnung, wenn sie auch scheinbar gelungen, doch eben

nichts anderes gewesen, als ein bewaffneter Friede, dem der offene Krieg — meine ich — unter allen Umständen vorzuziehen ist.“

Der Justizrath wiegte ärgerlich den grauen Kopf.

„Immer die alten üblen Angewohnheiten. Lange Vorträge und wenig Inhalt. Sage mir lieber, wie du dir das Ziel des Krieges vorstellst, aber kurz, wenn ich bitten darf.“

„Das Ziel, nun, was so die Kriege für ein Ziel haben: Vernichtung des Gegners.“

„Das heißt?“

„Der ‚Tageskorrespondent‘, der für Schweder die Leiter werden sollte, und zum Theil schon geworden ist, zu öffentlicher Bedeutung, muß ruiniert und Schweder muß gezwungen werden, sich wieder in das Dunkel seiner vegetativen Privatexistenz, in der er unsere Kreise nicht stört, zurückzuziehen — das ist Nummer eins meines Programms. Dann kommt Alster an die Reihe.“

„Nun?“

Der junge Wichtel antwortete mit einer Gegenfrage:

„Kann sich eure Fabrik mit den Bestellungen, welche sie von unsrer Bahn bekommen wird, auf die Dauer halten?“

„Nein,“ erwiderte der Justizrath kurz.

„Das setze ich voraus, obgleich ich nicht recht begreife, warum mein kluger Herr Vater sich von diesem sauberen Geschäfte nicht längst loszumachen versucht hat, in das uns ja nur die Nothwendigkeit, unsere Kreditfähigkeit durch einen großen Coup wieder aufzufrischen, hineingezwungen hat.“

„Wenn die Inangriffnahme sämmtlicher Bahnbauprojekte beschlossene, unabänderliche Sache ist, wenn dann die Bestellungen unsrer Fabrik überfluthen, dann wäre die Gelegenheit da zum Rückzug. Vorher aber ist nicht daran zu denken.“

„Du meinst also, Alster und Senkbeil werden die Einsicht nicht gewinnen, daß die Alliance unsrer Bahn mit der Fabrik letztere nicht für alle Ewigkeit rentabel macht?“

„Schwerlich. Alster ist der alte Hans in allen Gassen, oder vielmehr ein Menich, dem seine wirklich großen Geschäfte längst über den kleinen Kopf hinausgewachsen sind, und Senkbeils Verstand lebt erst recht von der Hand in den Mund.“

„So sagen wir uns denn einfach von der Kompagnie Alster, Senkbeil im geeigneten Momente los, ziehen unser Geld —

50 000 Thaler, nicht wahr? — zurück und arbeiten dann wieder auf den Ruin unserer bisherigen Verbündeten hin.“

„Und so gedenkst du Sentbeil zu unserem Bundesgenossen zu machen?“

„Damit nicht. Aber anders! Die Trennung von der Kompagnie muß in größter Freundschaft mit Sentbeil geschehen und nur die Entzweiung mit Alster zum Grund haben. Ist sie geschehen, so erzähle ich dem guten Sentbeil eine Geschichte, wie man — unbewußt und ganz wider seine Absicht — mit seiner schönen Frau sich liebe Freunde und getreue Bundesgenossen erkaufte.“

Der Justizrath schob sich die Brille zurecht und schaute seinen Sohn scharf an.

„Schweder und die Sentbeil — ja, wenn man Beweise hätte,“ meinte er dann, beifällig nickend.

„Die Beweise dafür habe ich so gut wie in der Hand. Aber ich denke, auch noch für mehr — für die Kombination Alster und die Sentbeil — Beweise zu erhalten.“

„Deine blühende Phantasie, mein Lieber, spielt dir da doch einen, wie mir scheint, ziemlich dummen Streich. Ich kann die schöne Sentbeil unmöglich für so haarträubend geschmacklos halten, um ihr eine Liaison mit dem eingebildeten Einfaltspinsel, dem Alster, zuzutrauen — zumal, wenn der Tausendsappermenter von Schweder — für ein Weiberherz der verführerischste von euch jungen Lebemännern allen in unserm guten P. — in Wahrheit ihr Freund ist, statt bloß der des blinden Hesses, ihres Mannes.“

Wichtel junior machte ein indignirtes Gesicht.

„Ueber Weibergeschmack gebente ich mit meinem Herrn Papa nicht zu rechten. Aber was ich weiß, das weiß ich eben. Und so weiß ich denn auch, daß Schweder, der uns alle zur Zeit, als die Verbindung mit Sentbeil zustande kam, mit einem ganzen Reß von Intriguen umponnen hatte, mehr als eine Zusammenkunft der Sentbeil mit Alster vermittelt hat, und daß er die ausgesprochene Absicht gehabt hat, seine Freundin als Köder für unsern Freund Alster zu gebrauchen, der denn auch glücklich heute noch eisenfest an diesem Köder zu hängen scheint.“

„Womit freilich noch lange nicht bewiesen ist, daß die löbliche Absicht Schweders, dem ich übrigens solche Streiche sehr gern zutraue, ausgeführt worden ist.“

„Mag dem sein, wie ihm wolle. Können wir beweisen, daß Schweder die Absicht gehabt und daß es ihm gelungen ist, so ist Sentbeil sein und Alsters Todfeind und Alster ist in unseren Händen. Beweisen wir, daß er die Absicht gehabt, ohne daß es ihm gelungen ist, so ist gleichfalls das Bündniß Schweder-Sentbeil zerrißen und das zwischen Sentbeil und Alster aufs äußerste gelockert. Könnten wir aber etwa beweisen, daß Alster nur der Genasführer Schweders, vielleicht mit Wissen der Sentbeil, gewesen ist, so ist das Tisch Tuch zwischen Alster einerseits und Schweder und Sentbeil andererseits zerschnitten, — nicht wahr, eher papa?“

„Ganz leidlich kalkulirt, mein Bester. Führe also einen von diesen, jedenfalls nicht übermäßig leichten Beweisen.“

„Eben darum werde ich ihn führen. Der Schweder soll an mich denken. Hat mich der unverächtliche Kerl doch noch damit zu verhöhnen gewagt, daß er mir andeuten ließ, in der Wahl der Waffen werde er mir, wenn ich die gewünschte Genugthuung von ihm haben wollte, in jeder Beziehung freieste Hand lassen.“

Der Justizrath lachte. „Da kennt er meinen vorsichtigen Herrn Sohn freilich schlecht.“

Dem jungen Herrn schien an der weiteren Erörterung dieses Themas nicht viel gelegen.

„Was wird nun aber deine Thätigkeit in dem bevorstehenden Kampfe sein?“

„Ich werde den ‚Tageskorrespondenten‘ in der öffentlichen Meinung ruiniren, mein Bester, und meinen alten Freund Alster im Verwaltungsrath unserer Bahn unmöglich machen und ihm die garnicht hoch genug zu schätzende öffentliche Meinung, alias Volkessstimme — Gottesstimme, auch so auf den Hals hegen, daß er sich wundern soll, mein alter Freund.“

Der Doktor Wichtel schaute seinem würdigen Erzeuger mit einer Miene in das unbeschreiblich hämisch grinsende Habichtsgesicht, als wenn er an dem gesunden Verstande des Sprechers gelinden Zweifel hege.

„A la bonne heure!“ sagte er. „Das sind allerdings gewaltige Perspektiven, auf Ehre! Der Wille ist gut, aber —“

„Aber“ — der Justizrath sah verächtlich auf seinen Sohn herab, „ein Aber gibt's da nicht, mein Lieber. Wenn einmal

der alte Wichtel ernstlich gewollt hat, so hat er auch gehandelt und seine Absicht — ausnahmslos — erreicht, und wenn's galt, mit einer ganzen Welt von Widersachern fertig zu werden. Das ganze Geheimniß des Erfolges ist: man darf in den Mitteln nicht wählerisch sein, — unsere ärgsten Feinde, die bewußten Schwarzröcke, sind unsere glänzenden Vorbilder: der Zweck heiligt die Mittel — hääh!“

Der Justizrath, dessen Stimme energische Verbissenheit athmete, rieb sich ungeheuer behaglich die Hände. Das Gesicht seines Sohnes hatte den Ausdruck verwunderten Zweifels verloren; beinahe bewundernd schaute er jetzt auf den Alten. Er kannte ihn. Wenn der einmal ernstlich wollte, insbesondere wenn er ein so reges Interesse daran gewonnen hatte, jemandem ein Bein zu stellen oder gar, einen Menschen zugrunde zu richten, dann war er Wunder zu leisten im Stande, das hatte er hundertmal bewiesen, und Freund und Feind fürchteten ihn mit gutem Grunde.

„Nun denn,“ meinte Wichtel Sohn; „so müßte es eben mit dem Teufel zugehen, wenn wir den Herrn Schweder nicht unterkriegen.“

„Wie lange bedarfst du zu deinen Operationen?“ fragte der Alte.

„Acht bis vierzehn Tage, denke ich.“

„Gut — bis dahin werde ich auch mit der Hauptsache fertig sein. Also, an die Arbeit!“

\* \* \*

Wenige Tage darauf fand eine Sitzung des Eisenbahnverwaltungs Rathes statt.

Der völlige Ausbau der Bahn nach den weitestgehenden Projekten war beschlossene Sache. Heute handelte es sich hauptsächlich darum, die Kostenanschläge zu prüfen. Sie waren unter der Oberleitung des Oberbauraths Schneemann auf das sorgfältigste bis in die Details ausgearbeitet. Herr Alster hatte eben eine längere Rede vom Stapel gelassen, worin er die Genauigkeit der Berechnungen und die auf Billigkeit und Solidität in gleicher Weise angelegten Voranschläge als mustergerichtig und über alle Anfechtung erhaben gepriesen hatte.

Da ergriff der Justizrath Wichtel das Wort. Auch er pries die Umsicht und den Fleiß, welche bei der Ausarbeitung der Kostenberechnungen obgewaltet hätten. Vorzüglich habe er zu loben, daß der Hauptgesichtspunkt dabei die möglichste Billigkeit der Ausführung gewesen. Er habe nun einen Vorschlag zu machen, bezüglich dessen er von vornherein der allgemeinen Zustimmung sicher sei, da es sich dabei um eine jedenfalls nicht unbedeutende Ersparniß handle. Er beantrage, daß der Bau des großen Viadukts über das Perlethal, das größte Bauwerk auf den in Angriff zu nehmenden Strecken, dem Baumeister Waldstein als Subunternehmer übertragen werde — unter der Bedingung, daß dieser den Viadukt um wenigstens fünf Prozent billiger herstelle, als ihn die vorliegende Kostenberechnung veranschlagt habe.

Der Justizrath erntete reichen Beifall. Auch Alster hatte nicht das Mindeste gegen den wichtel'schen Antrag einzuwenden, umfoweniger, als ein sonst hauptsächlich durch sein hartnäckiges Schwergen glänzendes Mitglied des Verwaltungsraths den Wunsch aussprach, bei den Verhandlungen mit Waldstein möge das allverehrte und hochbewährte Verwaltungsrathsmitglied Herr Alster den Verwaltungsrath vertreten. Alster glaubte, Wichtel werde dagegen Widerspruch erheben oder wenigstens eine solche Vertretung des Verwaltungsraths für überflüssig erklären, aber er täuschte sich, Wichtel sagte und that nichts dergleichen, und der Wunsch des seiner Gewohnheit untreu gewordenen Schweigers wurde einstimmig zum Beschluß erhoben, mit dem einzigen Zusatz, der von demselben Sonntagsredner ausging, über dessen Redseligkeit alle seine Kollegen verwundert den Kopf schüttelten, daß Alster im Interesse der gesammten Aktionäre bemüht sein möge, eine, wenn möglich noch höhere Kostenermäßigung als fünf Prozent von Waldstein herauszuschlagen.

Und es gelang Herrn Alster, wider und über alles Erwarten, diesem Wunsch gerecht zu werden. Er bekam nach längeren Unterhandlungen von Waldstein nicht nur einen um fünf Prozent mäßigeren Preis für das gewaltige Bauunternehmen zugebilligt, sondern dieser verpflichtete sich sogar, um zehn Prozent billiger zu arbeiten, als der schneemann'sche Kostenanschlag berechnet hatte.

Das war ein Erfolg, der nur durch den schlechtverhehlten Grimm einigermaßen getrübt wurde, welcher den dicken Oberbaurath erfaßte, als ihm von dieser Mittheilung Kunde ward.

Ziel doch nun auf ihn und seine ganze Kostenberechnung ein Schatten des Verdachtes, er habe überhaupt Preise angefeht, welche sehr gut noch um ein Beträchtliches ermäßigt werden könnten.

Auf vierzig Millionen Mark waren die Gesamtkosten der in bestimmte Aussicht genommenen Bauten angenommen. Wenn nun überall zehn Prozent erspart werden könnten, im ganzen also vier Millionen, so hatten die Bahnaktionäre gewiß keine Ursache, über des Herrn Oberbauraths „sorgfältige und gewissenhafte“ Berechnung sich besonders zu ergöhen.

Es war also eine riesige Taktlosigkeit von Alster, das bestätigte Herrn Schneemann der verehrteste von allen seinen Freunden, der Justizrath Wichtel, daß er auf Waldstein solange gedrückt, bis dieser einen so lächerlich mäßigen Preis acceptirt habe. Da hatte er, der alte Wichtel, die Sache ganz anders angefangen. Als Waldstein ihm im letzten Augenblick, noch vor der jüngsten Verwaltungsrathssitzung, das Angebot gemacht, er wolle den Viaduktbau übernehmen, hätte er es natürlich für seine Freundschaft gehalten, Waldstein darauf aufmerksam zu machen, daß er bei seinem Angebot den Kostenanschlag des Oberbauraths nur um ein Unbedeutendes unterbiete. Mit schwerem Herzen habe er sich entschlossen, von den bewußten fünf Prozent Preisermäßigung zu sprechen, und unter keinen Umständen würde er geduldet haben, wenn man ihm die Leitung der Verhandlungen aufgetragen, daß Waldstein im Preise noch mehr herabginge. Fatalerweise sei er augenblicklich noch mit Alster zerfallen —

gleichfalls einer ganzen Kette von Taktlosigkeiten Alsters wegen, der den ehemaligen Krämer, die mangelhafte Geistes- und Herzensbildung nun einmal nicht verleugnen könne, — es sei ihm also die Möglichkeit benommen gewesen, so bitter leid es ihm gethan, von Schneemann diese Erschütterung seines Ansehens und des Vertrauens, das er bei den Aktionären der Bahn genieße, abzuwenden. Er wolle sich übrigens erlauben, Schneemann anzudeuten, wie er der drohenden Blamage ein Paroli bieten könne. Er habe sich, leider zu spät, um das Pech zu verhindern, mit Waldstein noch einmal in Verbindung gesetzt, und von diesem nach vielen Bemühungen herausbekommen, daß er den Viaduktbau nur darum um einen solchen Spottpreis herzustellen vermöge, weil er ein Arbeiterheer von zweitausend Italienern für Frühling, Sommer und Herbst gedungen habe, die mit einem gradezu hundemäßigen Arbeitslohne zufrieden seien. Der Oberbaurath brauche nun bloß seinem Kostenanschlag ein Nachtragsmemorandum hinterdreinzuschicken, in welchem er, natürlich ganz aus eigener Initiative, — daß er, Wichtel, den Rath gegeben, brauche ja niemand zu wissen, — den Vorschlag motivirt, für die Arbeiten auf den von der eigenen Bankommission fertigzustellenden Bahnstrecken ebenfalls Italiener, eventuell auch Oberschlesier, Polen u. s. w. zu engagiren, dann wäre es jedenfalls leicht, noch billigere Preise zu stellen, als Waldstein, diesen also zu übertrumpfen und sich um die Bahn ernstlich verdient zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

## Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. A. Trautl.

(Schluß.)

Seither sind Jahre vergangen; die englische Expedition unter Commodore Nares ist mit einem gründlichen Mißerfolg heimgekehrt, und hat so Weyprechts Sage durch ein warnendes Exempel trefflich illustriert — aber was ist von Seiten der Presse, der Geographen von Fach, der Vertreter der Naturwissenschaften zur Förderung und Verbreitung dieser richtigen Erkenntniß gethan worden?

In mehreren Zeitungen wurden Stimmen laut, welche Weyprecht unlautere oder wenigstens kleinliche Motive seines Auftretens untersuchen; die gelehrte Welt mag wohl im Stillen jener Rede beigestimmt haben, aber was ging sie die Sache näher an? In den geographischen Vereinen wurde viel hin und her räsonnirt über Mangel an Verständniß der hohen Probleme der Erdkunde u. dgl., und von den tonangebenden Leitern der Fachblätter gingen die meisten auffallend rasch über die unbedeutsame Geschichte hinweg; nur F. v. Hellwald brachte im „Ausland“ (1875, Nr. 42) einen Artikel „Zur Polarforschung der Gegenwart“, worin er zwar dem gleich zu besprechenden Plane Weyprechts für künftige Polarforschungen einige Worte der Anerkennung widmet, im übrigen aber darzulegen sucht, wie einseitig Weyprecht die physikalische Forschung auf Kosten der geographischen bezuzuge, letztere beinahe als unwissenschaftlich charakterisire, während doch „vom Standpunkte der allgemeinen Wissenschaft, welche überhaupt Erweiterung des menschlichen Wissens anstrebt, beispielsweise die Auffindung und Erforschung des Franz-Joseph-Landes genau ebensoviel werth sei, wie die Entdeckung eines neuen Gefäßes der Stürme oder die Ergründung der Nordlichtursachen.“ Ohne weitere Beweise wird die alte Behauptung einfach wiederholt: die auf solchen Expeditionen gemachten Forschungen aller Art bildeten „eine namhafte Bereicherung der physikalischen Wissenschaft;“ sie seien „ein kostbares Material“, dessen Sammlung durch das Streben nach geographischer Entdeckung keineswegs behindert werde. Und diesem, der großen Berechtigung der Weyprechtschen Ansichten doch wohl lange nicht entsprechenden Bemerkungen stimmt selbst A. Petermann in den „Geographischen Mittheilungen“ mit dem Zusätze bei: „Weyprechts Erweiterung (im „Ausland“ 1875, Nr. 46), in der er seinen Standpunkt energisch vertheidigt und sich namentlich gegen die Verwechslung von „geographischer Forschung“ mit „Sucht nach geographischer Entdeckung“ verwahrt, sei doch wohl nicht im Stande, Hellwalds Argumente zu entkräften. (Leider hat der Tod A. Petermann, den größten Förderer der Erdkunde, am 25. Sept. 1878 aus der Liste der Lebenden gestrichen.) Mit Ausnahme der Engländer haben fast alle Geographen nichtdeutscher Zunge Weyprechts Vorschläge mißbilligt. Solches Gebahren der „Koryphäen“ erscheint um so befremdender, als Weyprecht sich keineswegs mit der Verurtheilung des bisherigen Mobus begnügte, sondern einen sehr einfachen und leicht praktikablen Weg wies, auf dem der Lösung der arktischen Räthsel wirklich mit Erfolg näher zu kommen wäre. Es bedarf ja, wie wir gesehen haben, vor allem umfassender, genauer und gleichzeitiger Beobachtungen an den verschiedensten Punkten des Polargebiets, und diese sind nur zu erlangen mit Hilfe einer Anzahl wohl ausgerüsteter Stationen. Weyprecht meint, daß es zunächst genügen würde, auf Nowaja Semlja unter 76°, auf Spitzbergen

unter 78°, im westlichen oder östlichen Grönland zwischen 76° und 78°, nördlich oder östlich von der Beringsstraße unter 71° und an der Mündung der Lena unter 70° nördlicher Breite solche Stationen zu errichten, welche bereits einen Beobachtungsgürtel um das ganze arktische Gebiet bilden und mit Bestimmtheit werthvolle Resultate ergeben würden. „Mit den Mitteln, welche eine einzige neue Expedition zur Erreichung der höchsten Breiten kostet, ist es möglich, diese sämtlichen Stationen auf ein Jahr zu beziehen. Die Aufgabe wäre die: mit gleichen Instrumenten zu möglichst gleicher Zeit durch ein Jahr Beobachtungen anzustellen. In erster Linie wären die verschiedenen Zweige der Physik, Botanik, Zoologie u. s. w. und in zweiter Linie erst die geographischen Entdeckungen zu berücksichtigen. Wäre es möglich, gleichzeitig Stationen im antarktischen Gebiete (um den Südpol herum) zu errichten, so würde der Werth dieser Resultate um vieles erhöht werden.“

Zur Unterstützung oder näheren Erläuterung dieses sofort von selbst einleuchtenden Plans noch etwas beizufügen, wäre überflüssig; es sei deshalb nur erwähnt, daß der um die arktische Forschung so hoch verdiente Graf von Wilczel in Wien, der selbst eine Fahrt nach Spitzbergen unternommen und nachher die Kosten der österreichischen Expedition zum guten Theil durch seine Beiträge deckte, bereits diejenigen Mittel in Aussicht stellte, welche nöthig sind, um eine Betheiligung Oesterreichs, für den Fall, daß das vorgetragene Projekt zur Ausführung kommt, zu sichern. Wenn wir nun bedenken, mit welchem Eifer von Regierungen und Privatereiseitern die Mittel geliefert wurden, so oft es galt, ein derartiges wissenschaftliches Werk zu ermöglichen; wenn wir uns nur daran erinnern, welche Einmüthigkeit und gegenseitige Vorwortkommenheit die maßgebenden Persönlichkeiten aller civilisirten Länder vor zwei Jahren bewiesen haben und jetzt neuerdings beweisen, um den rückkehrenden Nordensjöld, der am 14. Februar mit der „Bega“ in Neapel eingetroffen ist, zu feiern — so werden wir uns wohl der Hoffnung hingeben dürfen, daß Weyprechts Idee allmählich auch in weiteren Kreisen Anklang finden wird.

Sut ab vor England! Trotzdem es in zwei Welttheilen, in Afrika und Asien, Krieg führt und in Irland von einer agrarischen Bewegung bedroht ist, hat es noch immer Muße genug, Weyprechts Pläne zu prüfen und zu billigen. Das Londoner arktische Comité hielt am 2. Januar 1880 eine Sitzung, in welcher Commodore Cheyne mittheilte, daß ihm in allen Städten, die er seit der letzten Komitetsitzung besucht, die größte Ermunterung zu der neuen arktischen Expedition nach Wunsch gezeigt, einer solchen Expedition Vorschub zu leisten. Sämtliche lokale Komitets in den Provinzen warteten jezt thatsächlich nur auf den Beschluß des Centralkomitets, wie in Betreff der Beschaffung der nöthigen Fonds vorgegangen werden solle. Auf den Antrag Mackrells wurde beschlossen, unverzüglich Subscriptionslisten im ganzen Lande auszugeben. Der Lord Mayor (Bürgermeister) von London hat eingewilligt, in der Frage betreffs einer arktischen Expedition am 7. Januar eine Deputation zu empfangen. (Ist mittlerweile geschehen.) Damit auch dem excentrischen Nationalcharakter der Engländer Rechnung getragen werde, will man statt der Schlitten den Luftballon in Anwendung bringen. Bezüglich dieser Anwendung als Hülfsmittel zur Erreichung des Poles äußerte Cozwell, ein bewährter Luftschiffer, seinen festen Glauben an deren großen Werth, und glaubte,

daß, wenn einige Verbesserungen, die er in kurzem zu prüfen hoffe, adoptirt würden, die Aussichten auf Erfolg wesentlich vergrößert werden dürften.

Da man dem Nordpol zu Wasser und zu Lande nicht beikommen konnte, versucht man es mit dem Luftballon. Glück auf!

## Die Republiken Südamerikas in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

Es war im Jahre 1522, als der Spanier Andagoya auf einer der weiteren Erforschung des dreißig Jahre vorher der damaligen Welt durch Christoph Columbus erschlossenen neuen Erdtheils Amerika gelandeten Fahrt an ein Flüsschen Namens „Biru“ gelangte und hier die Kunde von einem blühenden Reich im Süden, dem Reich der Inkas, erhielt. Die Folge dieser neuen Nachricht war, daß Francisco Pizarro, Diego Almagro und Fernando de Luque, drei andere unternehmende Spanier, die berühmte „biruanische Entdecker-Gesellschaft“ bildeten und die ersteren beiden in den Jahren 1526–1532 die Eroberung Perus bewirkten. Hier fand man in der That hochkultivirte, aderbaureisende Indianerstämme, deren goldreiches Land von dem Geschlecht der Inkas beherrscht wurde. Diese Inkas leiteten ihre Abkunft von den „Göttern“ ab, gehörten ursprünglich dem Aymaravolke an, wanderten an der Spitze des Quichuavolkes vom Titicacasee aus und gründeten der Sage nach die Stadt Cuzco. In letzterer herrschte als erster Inka der mythische Manco-Capac, etwa von 1021–62. Die Erweiterung des Reiches geschah im Anfang auf friedlichem Wege und mit Schonung der Eigentümlichkeiten der verschiedenen, vorher im Lande sesshaften Indianerstämme. Zu höchster Machtentfaltung kam das Inkareich unter Tupac-Yupanqui (1439–75), welcher das mächtige Volk der Chinchas unterwarf und die Grenzen seines Gebiets im Norden bis gegen Quito, im Süden bis Chile ausdehnte, und unter Huayna-Capac (1475–1525), der Chile zur Tributleistung zwang, Quito eroberte, die inneren Unruhen unterdrückte und die staatliche Organisation vollendete. Von diesem wurde das Reich unter seine Söhne Huascar, welcher (1526–1532) in Cuzco regierte, und Atahualpa, der seine Residenz in Quito aufschlug, getheilt. Atahualpa vereinigte nach der Ermordung des Bruders das Reich wieder unter seiner alleinigen Herrschaft (1532), wurde aber schon 1533 auf Befehl Pizarro's, der im Jahre 1530 mit seinen spanischen Banden in Peru eingefallen war, hingerichtet und als sein Nachfolger, ein zweiter Bruder, Manco-Capac II., eingesetzt. Der Letzgenannte bemühte sich, die spanische Herrschaft wieder abzuschütteln, indeß ohne Erfolg und zog dann mit 40 000 seines Volkes in die Gegenden am Ucayali, wo er 1533 starb. Seine Nachfolger herrschten nur unter spanischer Botmäßigkeit, und als die Grausamkeiten der weißen Eroberer in der Folge auch dieses Schattentönigthum vernichteten, flohen die noch vorhandenen zahlreichen Sprößlinge des alten Fürstenhauses in die abgelegenen Gebirgsgegenden des Landes und bewogen die Treuen ihres Landes zu Aufständen. Den letzten Freiheitskrieg unternahm der Inka von Tubac-Amaru, der im Jahre 1780 mit den aufständischen Indianern bis vor Cuzco rückte, indeß, gleich seinen Vorgängern, auch keinen Erfolg aufzuweisen hatte. Die noch jetzt vereinzelt unter den peruanischen Indianern vorhandenen Nachkommen der Inkas leben meist in Armut.

Die Kultur, die sich unter der Herrschaft dieser „Sonnensöhne“, wie sich die Inkas nannten, entwickelt hatte, war in der That eine den Verhältnissen nach bedeutende. Die Inkas selbst wohnten in herrlichen Palästen, und ihre nächste Umgebung und Dienerschaft bestand aus den Söhnen des hohen Adels. Als Insignien ihrer Herrschaft trugen sie eine rothe wollene Quaste nebst einer schwarzen und weißen Feder auf ihrer Kopfbedeckung, die in einer Art metallener Haube bestand. Um den Fürsten mit möglichster Raschheit die Nachrichten selbst aus den entlegensten Theilen des Landes zu übermitteln, war ein Korps von Schnellläufern organisirt. Wenn ein Unterthan vor dem Inka erschien, so mußte er vorher die Schuhe und guten Kleider ausziehen, eine Last auf den Rücken nehmen und während der Audienz die Augen niederschlagen. In seiner Jugend genoß der Inka eine asketische Erziehung, bei seinem Regierungsantritt huldigte man ihm durch das Darbringen einer weißen Feder, worauf er zunächst eine Zeit lang in stiller Zurückgezogenheit und unter freiwilligem Fasten um seinen Vorgänger trauerte. Erbberichtig war der älteste Sohn der Hauptfrau des Königs. Dem Verkehr dienten vier von dem großen Lake Cuzco's aus nach den vier Himmelsgegenden und in die verschiedensten Provinzen des Reichs führende Kunststraßen. Dieselben hatten je eine Breite von 5–8 Metern, waren mit behauenen Quadern, stellenweise sogar mit zementirten Ziegeln gepflastert, zu beiden Seiten mit Mauern eingefast und mit zwei Reihen von Bäumen bepflanzt. Ihre Herstellung war zuweilen äußerst schwierig und bedurfte nicht selten bedeutender Felsporengungen. In bestimmten Entfernungen befanden sich die Quartiere, um den Inkas auf der Reise als Herbergen zu dienen, und Wasserleitungen versorgten Menschen und Thiere. Mancherlei Ueberreste dieser Kunststraßen, deren bedeutendste sich in den Cordillern zwischen Jauja und Tarma befinden, legen neben zahlreichen anderen Kunstdenkmälern und Alterthümern noch heute von der hohen Kultur-

entwicklung im Reiche der „Sonnensöhne“ bededtes Zeugniß ab. Die sich über den Rücken der unwirthlichen Cordillern durch zwanzig Breitengrade hinziehende Inkastraße, dieses Bewunderung erregende Riesentwerk, welches bekanntlich u. a. Alex. v. Humboldt in Erlaunen setzte, ist größtentheils gepflastert oder in Stein ausgehauen und trotz dem Zahn der Zeit nun schon seit 6 Jahrhunderten. Auch auf Brücken und Kanäle legten die alten Peruaner, gleich den Ägyptern im Norden, großen Werth. Von anderen Wunderwerken findet man heute noch die Ruinen von prächtigen Tempeln, in denen die von den Inkas auf den Schlachtfeldern erbeuteten Siegestrophäen aufgehängt waren, so Spuren eines Sonnentempels, eines Palastes, eines Jungfrauenklosters, ferner Götterbilder, thönerne, künstlerisch geformte und verzierte Gefäße; endlich sind auch noch zahlreiche alte Mumien vorhanden. Die Bauwerke der Inkas hatten keine, viereckige Fensteröffnungen; als Dachbedeckung wurde das im Gebirge wachsende lange Gras, Ychu genannt, verwendet. Das Innere bestand aus geräumigen Hallen, aus denen man in kleinere Gemächer gelangte; die Wände waren allenthalben mit goldenen Thiergestalten und Blumen von feiner, sehr geschmackvoller Arbeit geziert. An steinernen Nägeln hingen Spiegel aus hartem, glänzend polirtem Stein mit konvexer und konvexer Oberfläche; in den Nischen waren Geräte und meist nach phantastischen Zeichnungen Hausgötter aus Gold und Silber ausgestellt. Eine ganze Ruinenstadt findet man jenseit Villa in Pachacamac; die Häuser sind von kleinen Ziegeln erbaut, die Dächer verschwunden und die inneren Räume mit Sand erfüllt. An den 6½ Meter hohen Mauern des Tempels, der sich auf einem terrassenförmig emporsteigenden Berge befand, erblickt man hier und da noch die Scharlachfarbe, mit welcher sie überzogen waren. Dieser Tempel war dem Erzherr der Erde (Patscha-Erde; Camac-Schöpfer) geweiht und wurde von Pizarro zerstört. Die Chronisten jener Zeit berichten, daß seine Thore mit Gold plattirt und mit Edelsteinen besetzt waren; welche Schätze mag erst das Innere geborgen haben. . . . Uebrigens zeugen eine Menge großartiger Denkmäler und Bauwerke aus weit über den ersten Inka, den oben erwähnten Manco-Capac, hinausliegenden Zeiten dafür, daß im heutigen Peru und Bolivia bereits früher eine Civilisation bestand, auf welche die der Inkas gleichsam aufgepfropft wurde. (Fortsetzung folgt.)

**Modethorheiten vergangener Jahrhunderte. II.** Wie man den Vogel an den Federn, so erkennt man den Menschen an der Kleidung, und verschwindet auch die Individualität des Aeußeren mehr oder weniger, seitdem die Mode ihre Tyrannei ausübt und die Menschen nach einer Schablone uniformirt, so drückt sich doch der Charakter der Zeit in der Bekleidung aus. Jede Abgeschmacktheit der Mode deutet deshalb auf einen krankhaften Zustand in der Gesellschaft. Inwieweit die letztere von derartigen Unarten angesteckt werden kann, zeigt selbst am deutlichsten die Art und Weise des Auftretens der Opposition. So finden wir in einer ersten Schrift, welche durch das frivole Treiben der Mode zu Ende des 17. Jahrhunderts veranlaßt wurde, Stellen, in denen die entblößten Körpertheile mit einer Genauigkeit und in einer Weise beschrieben werden, die das darob empfundene Wohlbehagen des Verfassers leicht erkennen lassen. Und trotzdem behauptet er, daß die Entblößung nicht allein Sünde sei und „laufe wider den Katechismus“. Für jeden, mit der Geschichte Vertrauten, ist es klar, daß die Neppigkeit hauptsächlich in den herrschenden Gesellschaftsklassen der früheren Zeit zu Hause war und daß die niederen Stände, abgesehen von ihrer materiellen Lage, schon infolge der gegen sie getroffenen behördlichen Maßnahmen nicht im Stande waren, dem Gözen des Tages seinen Tribut zu zollen. Ihre ökonomische Stellung gab aber den tonangebenden Kreisen erst die Möglichkeit zu ihrem äppigen Treiben. Die Unterschiede, welche seitens der Obrigkeit bei Erlaß der Kleiderordnungen zwischen den verschiedenen Ständen gemacht wurden, zeigen sehr deutlich die ökonomische Abhängigkeit und Unterdrückung der niederen von den höher gestellten Volksschichten. Jene waren es denn auch, welche vereint mit den besseren Elementen der höheren Klassen gegen die Prunk- und Genußsucht nebst ihren Ursachen zu Felde zogen und ein edleres Streben an deren Stelle setzen wollten. Die Reformation mit ihren Bauernkriegen und die französische Staatsumwälzung des vorigen Jahrhunderts sind die sprechendsten Beispiele. Man mag über die Ausschreitungen jener großen Bewegungen noch so sehr zeteren, wer die Gefühlsverrohung der herrschenden Stände jener Zeiten kennt, wird diese gewaltsamen Ausbrüche der Volksleidenschaft, die wie ein reinigendes Gewitter in die das ganze Gesellschaftsleben verpestenden Künfte fuhrten, erklärlich wenn nicht entschuldbar finden. Und Stidstoff war wahrlich in reichlichen Massen vorhanden. Denn was soll man zu einer Zeit sagen, wo man die Kleider so weit ausschneidte, daß die Brüste völlig entblößt waren, wenn, wie es beim Einzug Ludwigs XI. in Paris im Jahre 1461 geschah, drei der schönsten Mädchen diesen bekannten „Freund der schönen Bürgerinnen“ ganz nackt mit Gedichten empfangen! Ein ähnliches Schauspiel führte die Stadt Lille vor Karl dem Kühnen im Jahre 1468 auf. Unter den bei dieser Gelegenheit aufgeführten Schauspielen befand sich auch das Urtheil des Paris, wobei die drei Göttinnen der Mythe gemäß völlig nackt erschienen. Das seit der letzten Pariser Weltausstellung viel von sich reden machende Bild Hans Makarts, den Einzug Karls V. in Antwerpen darstellend, ist bekannt, ebenso der historische Stoff, nach welchem sich bei den zu

Ehren des einziehenden Herrschers auf der Straße aufgeführten Schauspiele die vornehmsten und schönsten Mädchen der Stadt fast gänzlich entkleidet, ohne Hemd und nur mit einem dünnen Flor umhüllt, theilhaftig. Der erste junge Kaiser soll nicht hingesehen haben. Albrecht Dürer, der dies seinem Freunde Melancthon schreibt, gesteht aber, daß er sie sich sehr genau angesehen habe, — „weil er Maler sei.“ — In demselben Grade, wie hier die Frivolität, tritt andererseits der Luxus auf. Die Hauptrolle spielt von der frühesten Zeit an der Schmutz; vor allem wird derselbe in sehr luxuriöser Weise im 15. Jahrhundert getragen. Die Herren trugen ihn an Mützen und Hüten, selbst in den Haaren; außerdem große Ketten um den Hals und Ringe an den Fingern. Die Damen besäeten, soweit es nicht verboten war, den ganzen Körper mit Perlen und Edelsteinen. Um den freien Hals und den nackten Schultern lagen die vielgestalteten Ketten oft sechs- und siebenfach. Die Haare und Kleidungsstücke waren mit Perlensträngen durchflochten; zu diesen gesellte sich noch ein reichverzierter Gürtel, kostbare Hefel und Brochen, Nadeln u. dgl. Außerdem Armbänder und Fingerringe, welche letztere gewöhnlich am ersten und zweiten Gliede der Finger in vielen Exemplaren getragen wurden. In einzelnen Städten, wie z. B. in Bologna, bestimmte die Obrigkeit, daß Damen vom alten Adel nur sechs, die Frauen und Töchter der Künstler und Handwerker dagegen nur zwei Ringe tragen dürften. An anderen Orten war hingegen das Tragen derselben in unbeschränkter Weise gestattet. So hinterließ die Gemahlin des Herrn Georg Winter in Nürnberg bei ihrem 1485 erfolgten Tode außer anderem Schmuck über dreißig Ringe. Eine Breslauerin, Jungfrau Margarethe, Tochter des Niklas von Brige, erhielt 1470 außer Gürteln, Hefeln und Ketten noch 36 goldene Ringe als mütterliches Erbtheil. Desgleichen hinterließ eine andere Breslauerin 20 goldene Ringe, welche sie an einem größeren Ring aufbewahrt hatte. Was für Preise für den Aufwand an Fuß in bürgerlichen Kreisen der damaligen Zeit gezahlt wurden, dafür nur einige Beispiele. Unter der Aussteuer, die ein Breslauer Bürger seiner Tochter mitgab, befanden sich ein mit Perlen besetztes Leichen im Werthe von 24 Gulden, ein Gürtel von 20 und ein Trauring von 25 Gulden Werth. Für Stickerien auf beiden Achseln eines Mantels, den sich Bernhard Rhorbach aus Frankfurt 1464 zu einer Hochzeit machen ließ, zahlte er 24 Gulden; derselbe ließ ein Armel eines Rockes so schwer besticken, daß das Silber 11 $\frac{1}{2}$  Mark wog. Die Aussteuer, welche ein Bürger von Breslau 1460 seiner Tochter mitgab, hatte einen Werth von 470 Gulden. Man vergesse nicht, daß genannte Summen gegenüber dem heutigen Gelde einen bedeutend größeren Werth besitzen. Ein Ritter aus dem schwäbischen Rittergeschlecht der Ehinger, welches durchaus nicht zu dem reichsten Adel zählt, hinterließ bei seinem Tode soviel an Kleidern, daß aus einem Theil derselben, welcher in Frankfurt verkauft wurde, 1500 Gulden eingebracht wurden. Im Bürgerstande griff der Luxus bald derart um sich, daß die Obrigkeit, um dem Adel seine Würde zu retten, ihre Bestimmungen traf. Es that auch noth, wenn Seb. Brant recht hatte, als er sagte:

„Es kommt daher eines Bürgers Weib  
Viel stolzer, denn eine Gräfin thut.  
Wo jetzt Geld ist, da ist Hochgemuth.  
Was eine Gans von der andern sieht,  
Darauf ohn' Unterlaß sie dacht,  
Das muß man haben, es thut sonst weh.  
Der Adel hat keinen Vortheil mehr.“

„Der Adel hat keinen Vortheil mehr.“ Nun, die Verordnungen der hohen Obrigkeit von damals sind auch nicht im Stande gewesen, dem Adel seine Vortheile zu erhalten. — Daß sich der Geist der Zeit nicht durch Verordnungen bestimmen läßt, zeigt recht deutlich die auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 und 1548 erlassene „neue kaiserliche Ordnung und Reformation guter Polizei im heiligen römischen Reiche.“ Nach dieser sollten die Edelfrauen nur vier Kleider aus den kostbareren Stoffen besitzen. Gegen Ende des Jahrhunderts kümmerten sich die betreffenden jedoch nicht im mindesten um diese Bestimmung. So hinterließ zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Edelfrau 32 vollständige Anzüge, ihr Mann Hans Reinhard von Schönberg dagegen 72 Anzüge, exklusive einer gleichen Anzahl mit Gold und Silber gestickter Handschuhe und 21 Hüten, wozu 26 Stück farbige Federn gehörten. Um dieselbe Zeit wurde an Arbeitslohn für ein männliches Gewand 600 Thaler gezahlt, wofür hoher Preis sich daraus erklärt, daß ungeheure Massen von Verzierungen an Spitzenbesatz, Stickerien, Goldborten, Perlen und Juwelen angebracht wurden. Die Königin Maria von Medicis soll bei der Taufe ihres Sohnes einen Rock getragen haben, der mit 32 000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt war. Der Marschall Bassompierre ließ sich zur Taufe der Dauphine (ältesten Prinzessin) ein Kleid fertigen, welches ihm 14 000 Thaler kostete, die Stickerie allein 600 Thaler. König Heinrich III. trug einst auf seinem Anzuge 4000 Ellen Goldborten. Als sich der König Sigismund von Polen mit der Erzherzogin Constanza verheiratete, kostete das Hochzeitskleid der beiden 700 000 Thaler ohne die großen Diamanten, von denen sich fünf am Hut des Königs befanden und einen Werth von einer Million Goldes repräsentierten. Heinrich IV. schenkte Maria von Medicis gelegentlich seiner Vermählung mit ihr ein Halsband im Werth von 200 000 Kronen, ein Bruststück von 100 000, und für weitere 200 000 Kronthalter Ringe und andere Kleinodien. Philipp II. soll einst seiner Gemahlin Elisabeth eine Schüssel des kostbaren Salats

geschenkt haben, in der die Topasen das Del, die Rubinen den Essig, Perlen und Diamanten das Salz und die Smaragden den grünen Salat bedeuteten. So arg war der Brunn an den deutschen Fürstenthöfen allerdings nicht; wenigstens damals. Wer aber wüßte nicht, mit welcher Gier von den biedernden Deutschen alles derartige aufgefaßt und angeeignet wurde! Und so werden wir auch später Gelegenheiten nehmen und zeigen, wie gerade die Unarten der Franzosen in erster Linie von den höheren Gesellschaftsklassen Deutschlands in unserer Vaterlande eingebürgert wurden, wofür sich denn die Verehrer und Träger derselben hüben und drüben mit dem bekannten Titel „Erbfeind“ belegten.

**Die Hermesstatue des Praxiteles.** (Bild Seite 328.) Die Schilderung Olympia's, des Fundortes der herrlichen Statue des Praxiteles, haben wir in Nr. 2 des laufenden Jahrgangs der „N. W.“ geliefert. Daß man die Bestimmung der Gebäude und die Bedeutung ihres Bilderschmuckes aus den ausgegrabenen Trümmern der Tempelstadt Olympia annähernd feststellen kann, verdanken wir der genauen Beschreibung des Vitruv und Pausanias, welche beide ihre zahllosen Kunstschätze vor ihrer Zerstörung gesehen haben. Am 8. Mai 1877 wurde 90 Meter nördlich vom Zeustempel zwischen den parallelen Mauern eines antiken Gebäudes die nackte überlebensgroße Marmorstatue eines jugendlichen Gottes gefunden, welcher, nach den verstümmelten, leider spärlich vorhandenen Resten zu urtheilen, auf dem linken Arm ein Kind trägt. Da Pausanias in seiner Beschreibung von Olympia unter den Bildwerken des Heratempels eine Gruppe mit den Worten anführt: „Hermes von Marmor; er trägt das Knäblein Dionysos und ist ein Werk des Praxiteles,“ so lag es nahe, in der gefundenen Statue die von Pausanias gesehene wieder zu erkennen und den Raum, in dem sie gefunden, als die von Vitruv beschriebene Cella des Heratempels aufzufassen. Die weitere Ausgrabung bestätigte zunächst die letztere Annahme. Genau in der Gegend, wo nach Vitruv und Pausanias das Heraion zu suchen war, am Südwestfuß des von uns in Nr. 2 beschriebenen Kronoshügels, wurden die statischen Reste eines auf zwei Stufen stehenden dorischen Tempels bloßgelegt, welche nach Lage, Größe und alterthümlicher Behandlung nur dem Heraion angehören können. In der Cella dieses Tempels, dicht neben dem Flag, wo sie einst gestanden, lag die Statue mit dem Gesicht auf der Erde, leider der Führe beraubt, aber mit völlig unverletztem Kopf, dessen Ausdruck die edelsten Züge eines Kunstgenies ersten Ranges an sich trägt. Die trotz aller Verluste, namentlich der Hermesfüße und des Dionysosknäbleins, noch wunderbar genug erhaltene Gruppe bestätigt in vollem Maß, was die neuere Alterthumswissenschaft kraft immer schärfer eindringenden Studium in die Geschichte der griechischen Plastik von der Kunststrichung und Sinnesweise des zweitgrößten Bildhauers von Hellas, Praxiteles genannt, festgestellt hat. Fern lag diesem Meister das Gebiet des heroischen und Hochpathetischen; mit Vorliebe bewegte er sich im Kreis milderer Affekte. Weniger Leidenschaften als Stimmungen brachte er zum Ausdruck, und unter diesen besonders solche, welche Gefallen erwecken und bei dem Beschauer einen reinen und ungetrübten Genuß zurücklassen. Bei aller Natürlichkeit die höchste Grazie in der Wendung, neben der Hoheit und Würde in der Gestalt eine Weichheit und ein Fluß in den Formen, endlich eine Technik in der Behandlung der Haut und aller weichen Fleischtheile sowie aller Stoffe — das zartgewebte Mäntelchen des Kindes ist von dem größeren Zeug des aufgehängten Mantels ebenso bestimmt unterschieden als die Haut in beiden Gestalten, — kurz eine ganze Reihe von Vorzügen, welche wohl einzeln bei den besten Statuen bisher beobachtet worden sind, aber niemals in einer so summarischen und doch völlig harmonischen Fassung. Praxiteles' Schöpfung ist ein plastisches Idyll und stellt eine Episode aus der Jugendgeschichte des Dionysos dar. Gleich nach der Geburt hatte Zeus das zarte Knäblein seinem Sohne Hermes, dem Götterboten, übergeben, um es fürsorglich den nysäischen oder dodonäischen Nymphen zur Pflege und Erziehung zu bringen. Bei Erledigung dieses Auftrages oder vielleicht bei einem späteren Besuch hat Hermes nun das Knäblein auf den Arm genommen, um dasselbe durch ein neues und unerwartetes Geschenk zu erfreuen. In vollster Jugendblüthe, aber in bequem lässiger Stellung stützt sich der Gott mit dem linken Ellbogen auf einen Baumstamm, den der abgelegte Mantel in materischem Faltenwurf geschickt verhüllt. Auf dem linken Unterarm trägt er den Knaben, der soeben im Begriff ist, sich etwas ungeduldig von seinem Sitz zu erheben. Schon hat das rechte Füßchen auf einem Astknorren des Baumstammes eine Stütze gesucht und gefunden. Indem er nun das rechte Händchen zuthulich auf die Schulter des älteren Bruders legt, ist er im Stande, sich etwas zu heben, und ganz noch Kinderart, mit dem linken Händchen nach einem Gegenstand zu greifen, den Hermes in seiner rechten Hand gehalten hat. Leider ist Hand und Gegenstand abgebrochen und bis jetzt nicht aufgefunden worden. Ueber den muthmaßlichen Gegenstand, Traube oder Stab, ist unter den Archäologen ein Streit entbrannt, der mit deutscher Gründlichkeit geführt wird. Der Größe des Kindes entsprechend, kann es nur ein kleiner Gegenstand gewesen sein. Die leise Neigung des Kopfes des Götterboten und sein Lächeln scheinen auf ein sinnendes Lauschen hinzudeuten. Dieser Umstand gestattet den Schluß, daß der verlorene Gegenstand weder eine Traube noch ein Stab, sondern etwas akustisch Wirkames, etwas Tonerzeugendes war und folglich sehr wahrscheinlich aus einem Paar Cymbeln (Klangblechen) bestand, welche durch einen dünnen Riemen

verbunden, Hermes zwischen den Fingern der rechten Hand schwingen und durch ihre gegenseitige Berührung silberhell ertönen ließ. Sowie das Kind den süßen Ton hört, wird es erregt und greift nach dem neuen Gerath, das später für den wildschwärmenden Chor des erwachsenen Gottes ein unentbehrliches Instrument werden sollte, aber ehe Hermes dasselbe ausliefert, ist er, der musikalisch hochbegabte und vielgepriesene Erfinder von Rithara und Hirtenflöte, selbst ganz verloren in die Klangwirkung, die er durch seine neue Gabe hervorruft. Vielleicht gab es eine Sage, welche die Erfindung der helltönenden Cymbeln und ihre Ueberreichung durch Hermes an den jungen Weingott, den die Römer Bacchus nannten, näher motivirte, vielleicht kam es dem Künstler auch nur darauf an, eine vielbekannte Quelle von Tonempfindungen zu benutzen, um ihre Wirkung auf die Seele desjenigen Gottes zu zeigen, unter dessen besonderem Schutz eine seltene Art der künstlerischen Divination, aus Klangwirkungen zu weissagen, stand. Die volle Bedeutung dieses seltenen Fundes, den die deutsche Kommission für Ausgrabungen in Olympia gemacht hat, wird man allseitig erst würdigen, wenn Photographien und Gypsabgüsse dieses wahrhaft einzigen Meisterwerkes in alle Volkstheile gedrungen sein werden. Daß durch diese Gruppe nicht bloß die Geschichte der antiken Kunst einen bisher oft vernünftigen sichern Prüfstein für die zweite Blüthenperiode der griechischen Plastik erhalten hat, sondern auch der modernen bildenden Kunst ein neuer Ausgangspunkt für das Studium der Antike in kunstideeller wie kunsttechnischer Bildung geboten wird, ist sicher. Ob sie desselben sich bedienen wird, der steigenden Fluth des immer größeren Realismus gegenüber? Wir wollen es hoffen!

**Angenehme Ueberraschung.** (Bild Seite 329.) Wenn es Aufgabe der Kunst ist, uns auf Momente die Konflikte und Unvollkommenheiten des sozialen Lebens sowohl, als die Widersprüche in unserem Innern vergessen zu machen, so mag die Forderung, daß der Künstler für das Leben zu schaffen habe, als unbegründet erscheinen. Soll doch grade das, was einen nicht unbeträchtlichen Theil des Lebens ausmacht: Leid, Schmerz, Haß, Kummer, kurz, alle Schattenseiten des menschlichen Daseins, durch die Einwirkung eines Kunstwerks auf uns unvollkommene Menschenfinder verbannt werden! Aber in diesem Erfolge liegt wohl zugleich sehr klar der Zweck und die eminente Bedeutung des künstlerischen Schaffens für das Leben. Denn indem wir uns zeitweilig — beispielsweise durch das Anschauen eines Gemäldes — aus dem Zustande der Unvollkommenheit in einen Zustand möglicher Vollkommenheit versetzt fühlen, ist uns das erstrebenswerthe Vorbild gegeben, nach dem wir unser Dasein zu gestalten haben. Wie kein anderer hat deshalb auch der Künstler das Dichterwort: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben“ sich zur Richtschnur zu nehmen und durch seine künstlerische Behandlung des gegebenen Stoffes zu zeigen, daß die uns oft als trostlos erscheinende gemeine Wirklichkeit sich sehr wohl schön gestalten läßt, wenn wir nur den allen Menschen gegebenen „Götterfunken“, Vernunft genannt, richtig anwenden. Je einfacher der Stoff, je mehr das Empfinden des Künstlers sich dem der gesammten Menschheit nähert und diesem verwandt ist, umso mehr wird der Künstler sich dieser verständlich machen und sie zu sich in das Reich des Schönen hinaufziehen. Eine der volkstümlichsten Gattungen der Kunst dürfte wohl aber unstreitig die Genremalerei sein. Bei den Alten schon gepflegt, hat sie in der Neuzeit noch weit mehr an Bedeutung gewonnen. Wesentlich trägt dazu bei außer ihrem Charakter das große ihr zur Verfügung stehende Stoffgebiet, welches das ganze menschliche Leben umfaßt. Bestimmte Zustände, die einfachsten Vorgänge, z. B. wie einer gähnt, schnupft oder sich irgendwie beschäftigt, ferner Tanz, Familienzenen und Ausbrüche der Leidenschaften, Kampf mit Naturkräften u. dgl. sind Vorwürfe für die Darstellung des Genre. Welcher erpriessliche Wirkungstheils der Malerei auf diesem Gebiete vorliegt, dürfte die kurze Andeutung schon hinreichend ergeben. Den Beweis dafür mag aber unsern Lesern unser Bild erbringen. Wem wäre nicht die hier dargestellte einfache Szene bekannt, welche der Künstler dem Leben abgelauscht und in meisterhafter Weise wiedergegeben hat! Man muß die Freude kennen und miterleben haben, welche alle Glieder einer ländlichen Familie ergreift, wenn glückliche Umstände eine Vermehrung des für sie so nützlichen Viehstandes herbeiführen, um sie mit solcher Treue auf die Leinwand zu bannen, wie im vorliegenden Falle. Aber unser Mütterchen hat noch einen ganz besondern Grund zur Freude. Sie hat, seitdem ihr treuer Lebensgefährte sie auf Nimmerwiederkehr verlassen, die Wirtschaft ihren Kindern überlassen, und ruht nun im räumlichen „Auszugsstübchen“ aus von den anstrengenden Lasten und Mühen ihres arbeitsreichen Lebens. Aber ganz mag und kann sie nicht auf Thätigkeit

verzichten, und was liegt näher, als daß sie sich, um diesem Gange zu genügen, die Pflege ihrer geliebten Viehlinge dazu in erster Linie auszuüben. Haben sie doch so oft ihre Speisekammer reichlich mit Eiern versehen und ihr manch schönes Stück Geld eingebracht. Ja, sie hat rechnen gelernt in den vielen Jahren, und uns will bedünken, als hätte die Freude in ihrem Gesicht nicht allein das neuerwachte Leben, welches da unerwartet in den kleinen Röchelchen zutage trat, zur Veranlassung, sondern vielmehr die blanken Markstücke, die ihr aus dem in Aussicht stehenden erhöhten Eierverkauf bereits sicher sind und mit deren Hilfe sie dann ihren lieben kleinen Enkeln so manche Freude zu bereiten gedenkt. Schau sie dir nur genau an, lieber Leser, und du wirst zugeben, daß wir recht haben. Dies in so vorzüglicher Weise, ohne alles Beiwerk, dargestellt zu haben, ist das Verdienst des Antonio Rotta. Er ist slovenischer Abstammung, hat aber auf der Akademie zu Venedig seine künstlerische Ausbildung genossen, wie er überhaupt in Italien lebt. Früher Historienmaler, hat er sich jetzt ganz dem Genre gewidmet und mit seinen Leistungen viele Erfolge errungen. Wir glauben's und sind der Ueberzeugung, daß er auch die Leserinnen und Leser der „Neuen Welt“ durch die „angenehme Ueberraschung“ für sich gewinnen wird.

**Die älteste europäische Zeitung** wurde etwa 50 v. Chr. zu Rom in etwa zwanzig Exemplaren hergestellt, „Acta diurna“; die älteste deutsche Zeitung — von der ein fast vollständiger Jahrgang in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg aufbewahrt wird — stammt aus dem Jahre 1609. Ihr vollständiger Titel lautet buchstäblich:

Relation:  
 Aller Fürnem-  
 men vnd gedehnvürdigen  
 Historien, so sich hin vnd wider  
 in Hoch vnd Nieder-Teutschland, auch  
 in Frankreich, Italien, Schott und Engelland  
 Hispanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen,  
 Wallachen, Moldaw, Turkey ic. Inn  
 diesem 1609. Jahr verlauffen  
 vnd zutragen möchte.  
 Alles auff das trewlichst wie  
 ich solche bekommen vnd zu wegen  
 bringen mag, in Truck ver-  
 fertigen will.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ist auch das älteste sächsische Blatt, die „Leipziger Zeitung“, die diesen Titel seit 1810 führt, entstanden. Von 1660 an hieß sie „Neu einlaufende Nachricht von Kriegs- und Welthändeln“ und war dem Postverwalter in Pacht gegeben. 1695 bekam sie den Titel „Leipziger Post- und Ordinarzeitungen“, der 1711 in „Leipziger Postzeitungen“ umgeändert wurde.

**Stahlfedern** werden nach ungefährer Schätzung wöchentlich circa 40 Millionen verbraucht; zur Herstellung dieser Zahl sind etwa 640 Centner Stahl nöthig. Die ersten Stahlfedern wurden nachweislich 1803 von Wise in Birmingham (England) und 1820 von James Perry bei London gefertigt, während als sicher angenommen wird, daß es schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts in England Schreibfedern aus Stahl gab. Eine Feder paßirt, ehe sie zum Gebrauch fertig ist, etwa zwölfmal die Hand des Arbeiters in verschiedenen Maschinen und es dauert fast drei Wochen, ehe sie aus dem dünnen Stahlblech geschnitten, gebogen, gehärtet, gespitzt, gespalten und probirt, in Kästchen verpackt zum Verkauf bereit ist.

### Literarische Umschau.

„Der gegenwärtige Stand der Waldschutzfrage“. Von Georg Bollmar, Leipzig, Heimanns Verlag (Erich Koschny) 1880. Die Bedeutung des Waldes für den Ackerbau und mithin für die Volkswirtschaft überhaupt ist allgemein bekannt; auch ist die Wissenschaft längst über eine endgültige Lösung dieser Frage im Klaren. Der Verfasser der genannten Schrift führt nun den Nachweis, daß auf dem Gebiete der Forstkultur die Praxis der Theorie nicht entspricht. Außerdem zeigt er an Beispielen, welche er den bedeutendsten Staaten Asiens, Africas, Americas und Europas entnommen, den gegenwärtigen Stand des Waldschutzes, sowie die traurigen Folgen einer maßlosen Entwaldung. Demnach kann das Schriftchen allen Freunden einer rationellen Volkswirtschaft nur aufs beste empfohlen werden.

Inhalt. Ein verlornen Mann, von Hermann Hirschfeld (Fortsetzung). — Brennstoffe und Wohnungsheizung, von Rothberg-Lindener (Fortsetzung). — Irrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Dem Schicksal aberungen, Novelle von Rudolph v. B. . . . (Fortsetzung). — Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. W. Trausil (Fortsetzung). — Die Republiken Südamerikas in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Historische Skizze von Dr. W. Bogler. — Modetheorien vergangener Jahrhunderte. II. — Die Hermesstatue des Praxiteles (mit Illustration). — Angenehme Ueberraschung (mit Illustration). — Stahlfedern. — Literarische Umschau.